

Doktor Benn

Er steigt hinunter ins Gewölbe seines Krankenhauses und schneidet die Toten auf. Ein Nimmersatt, sich zu bereichern an Geheimnis. Er sagt: „tot ist tot“. Dennoch fromm im Nichtglauben liebt er die Häuser der Gebete, träumende Altäre, Augen, die von fern kommen. Er ist ein evangelischer Heide, ein Christ mit dem Götzenhaupt, mit der Habichtsnase und dem Leopardenherten. Sein Herz ist fellgefleckt und gestreckt. Er liebt Fell und er liebt Met und die großen Böcke, die am Waldfeuer gebraten wurden. Ich sagte einmal zu ihm, sie sind allerlei herb, lauter Fels, rauhe Ebene, auch Waldfrieden, und Buchäckern und Strauch und Rotrotdorn und Kastanien im Schatten und Goldlaub, braune Blätter und Rohr. Oder Sie sind, Erde mit Wurzeln und Jagd und Höhenrauch und Löwenzahn und Brennesseln und Donner. Er steht unentwegt, wankt nie, trägt das Dach einer Welt auf dem Rücken. Wenn ich mich vertanzte habe, weiß nicht, wo ich hin soll, dann wollte ich, ich wäre ein grauer Samtmaulwurf und würde seine Achselhöhle auf und vergrübe mich in ihr. Eine Mücke bin ich und spiele immerzu vor seinem Gesicht. Aber eine Biene möchte ich sein, dann schwirrte ich um seinen Nabel. Lang bevor ich ihn kannte, war ich seine Leserin, sein Gedichtbuch – *Morgue* – lag auf meiner Decke: Grauensvolle Kunstwunder, Todesträumerei, die Kontur annahm. Leiden reißen ihre Rachen auf und verstummen, Kirchhöfe wandeln in die Krankensäle und pflanzen sich vor die Betten der Schmerzensreichen an. Die kindtragenden Frauen hört man schreien aus den Kreissälen bis ans Ende der Welt. Gottfried Benn ist der dichtende Kokoschka. Jeder seiner Verse ein Leopardenneiß, ein Wildtiersprung. Der Knochen ist sein Griffel, mit dem er das Wort auferweckt.

Else Lasker-Schüler, Die Aktion, Heft 3, 1913

Die drei Stimmen der Poesie

[...] In einem sehr interessanten Vortrag über „Probleme der Lyrik“ zeigt der deutsche Dichter Gottfried Benn, daß er Lyrik für Dichtung der ersten Stimme hält, er schließt, wie ich sicher glaube, Gedichte wie Rilkes *Duineser Elegien* und Valéry's *La jeune Parque* darin ein. Wo er von „lyrischer Dichtung“ spricht, würde ich allerdings „besinnliche Verse“ vorziehen.

Womit beginnt, fragt Gottfried Benn in seinem Vortrag, der Dichter eines Gedichts, „das an niemand gerichtet ist“? Da sei, führt er aus, zunächst ein lebloser Embryo oder „schöpferischer Keim“ (ein dumpfer schöpferischer Keim) und dann die Sprache, der Vorrat der Worte, die dem Dichter zur Verfügung stehen. Im Dichter keimt etwas, für das er Worte sucht; er weiß nicht, welche Worte er braucht, bis er sie gefunden hat. Er kann den Embryo auch nicht erkennen, solange er ihn nicht zu einem Gebilde aus richtigen Worten in der richtigen Stellung geformt hat. Hat er dann die Worte gefunden, ist das „Ding“, für das er die Worte gesucht hat, verschwunden und an seine Stelle ist ein Gedicht getreten. Er geht dabei nicht von etwas aus, was man allgemein als Gefühl bezeichnet. Noch weniger von einer Idee, sondern – um zwei Zeilen Beddoes auf etwas anderes anzuwenden – von

*a bodiless childful of life in the gloom
crying with frog voice, „what shall I be?“
einer körperlosen Handvoll Leben im Dunkeln
mit Froschstimme jammernd, „was soll ich werden?“*

Ich denke ähnlich wie Gottfried Benn, würde nur noch etwas weiter gehen. In einem Gedicht, das weder didaktisch noch erzählend ist, und von keinerlei geselligem Zweck bestimmt, liegt dem Dichter vielleicht nur daran, diesen dunklen Drang in Verse zu kleiden – indem er seinen ganzen Vorrat der Worte mit all ihren Grund- und Nebenbedeutungen und ihrem Klang in Anspruch nimmt. Er weiß selbst nicht, welche Worte er sucht, bis er sie ausgesprochen hat, und während er sich bemüht, sie zu finden, hat er keinen Gedanken daran, irgend jemandem etwas verständlich zu machen. Er kümmert sich in diesem Stadium überhaupt nicht um andere, er will nur die richtigen Worte finden, so gut es ihm irgend möglich ist. Ob andere Menschen sie sich anhören werden oder nicht, oder ob sie verstanden werden, das alles kümmert ihn nicht. Ihn drückt eine Last, die er loswerden muß, um sich erleichtert zu fühlen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, er wird von einem Dämon verfolgt, einem Dämon, dem gegenüber er machtlos ist, weil er, in seinem Anfangsstadium, gesichtslos, namenlos, unbekannt ist. Und die Worte, das Gedicht, das er schreibt, sind eine Art Exorzismus dieses Dämons. Oder wieder anders ausgedrückt: er macht sich all diese Mühe nicht, um sich einem anderen Menschen mitzuteilen, er will nur Erleichterung von einem plötzlichen Unbehagen finden; und wenn er dann endlich Worte in der richtigen Weise geordnet hat – oder wenigstens so gut ihm das möglich war – fühlt er vielleicht augenblicklich etwas wie Erschöpfung, Frieden, Befreiung, ja und fast so etwas – beschreiben läßt es sich nicht – wie Leere. Jetzt kann er zu dem Gedicht sagen: „Fort mit dir! Such dir einen Platz in einem Buch – und erwarte nicht, daß ich mich noch weiter um dich kümmere.“

Es ist, glaube ich, nicht möglich, die Beziehung zwischen Gedicht und seinem Ursprung deutlicher aufzuzeigen. Man kann die Essays von Paul Valéry lesen, der beharrlicher als je ein Dichter seine eigenen geistigen Anstrengungen bei der Komposition eines Gedichtes beobachtete. Will man ein Gedicht erklären, sei es nun, indem man von dem ausgeht, was die Dichter uns zu sagen versuchen, oder von der biographischen Nachforschung aus, bei der man sich, wenn man will, der Hilfsmittel des Psychologen bedienen kann, so entfernt man sich wahrscheinlich immer mehr von ihm, ohne jedoch an ein Ziel zu gelangen. Jeder Versuch, ein Gedicht zu erklären, indem man seinem Entstehen nachspürt, wird die Aufmerksamkeit von dem Gedicht ablenken und auf etwas richten, wie es dann vom Kritiker oder Leser verstanden werden kann, das aber in keiner Beziehung zu dem Gedicht selbst steht und keine Aufklärung gibt. Sie sollen nicht denken, ich versuchte hier, das Dichten zu einem größeren Geheimnis zu machen als es ist. Ich behaupte nur, daß es das vordringlichste Bemühen des Dichters sein sollte, sich selbst Klarheit zu schaffen, sich zu vergewissern, daß das Gedicht als das richtige Ergebnis aus dem Prozeß, der stattgefunden hat, hervorgeht. Die stümperhafteste Form von Unklarheit ergibt sich, wenn der Dichter sich selbst keine Erklärung geben

kann; die erbärmlichste Form entsteht, wenn der Dichter sich selbst einreden will, daß er etwas zu sagen hat und doch gar nichts hat.

Bis jetzt habe ich der Einfachheit halber von den drei Stimmen gesprochen, als schließe eine die andere aus: als spreche der Dichter in jedem einzelnen Gedicht entweder zu sich selbst oder zu anderen, und als sei keine von den ersten beiden Stimmen in guter dramatischer Dichtung hörbar. Das ist tatsächlich die Folgerung, zu der Gottfried Benn in seiner Beweisführung zu kommen scheint: er spricht, als sei die Poesie der ersten Stimme – die er überdies im ganzen als eine Entwicklung unserer Generation ansieht – eine vollkommen andere Art Poesie als diejenige des Dichters, der sich an Zuhörer wendet. Ich hingegen finde, daß man die Stimmen sehr oft gleichzeitig hört – nämlich die erste und die zweite in der nichtdramatischen Dichtung, und beide zusammen mit der dritten auch in der dramatischen Dichtung. Auch wenn der Autor eines Gedichtes, wie ich behauptet habe, es ursprünglich ohne Gedanken an Zuhörer geschrieben haben kann, will er doch wissen, was das Gedicht, das ihn befriedigt hat, anderen bedeutet. Da sind vor allem die paar Freunde, denen er es, bevor er es für fertig hält, zur Kritik vorlegen möchte. Diese können ihm eine gute Hilfe sein, indem sie hier ein Wort, dort einen Ausdruck vorschlagen, auf die der Autor selbst nicht kam; vielleicht helfen sie ihm aber am meisten, wenn sie einfach sagen, „diese Stelle geht so nicht“ – und damit einen Verdacht bestätigen, den der Autor vor seinem eigenen Gewissen verheimlichen wollte. Ich denke aber in erster Linie nicht an die paar verständigen Freunde, deren Urteil der Autor schätzt, sondern an das große und unbekannte Publikum – Leute, für die der Name des Autors nur sein Gedicht bedeutet, das sie gelesen haben. Ich denke an die sozusagen endgültige Preisgabe des Gedichts an ein unbekanntes Publikum, denn wie dieses Publikum es aufnimmt, das scheint mir die Vollendung jenes Prozesses zu sein, der in Einsamkeit und ohne Gedanken an ein Publikum anfang, des langen Reifeprozesses des Gedichtes, weil sie seine endgültige Trennung vom Autor bedeutet. Lassen wir in diesem Augenblick den Autor in Frieden ruhen.

T.S. Eliot, Akzente, Heft 2, 1955

Gottfried Benn

Von einem Tag auf den anderen hat das Werk des Lyrikers und Essayisten Gottfried Benn meine Altersgenossen überwältigt – jene Generation, die mit zwanzig Jahren in den Pferchen der PW-Camps biwakierte. Seitdem wird es von ihnen unermüdlich gepriesen, umschwärmt, imitiert. Jedermann kann sich davon durch einen Blick in unsere literarischen Revuen und Anthologien überzeugen. Es wäre töricht, den außerordentlichen Einfluß dieses Mannes auf die intellektuelle Jeunesse dorée verheimlichen oder gar leugnen zu wollen, wie es unredlich wäre, die Ausnahmen zu übersehen: junge Begabungen also, die sich als immun erwiesen haben gegen die betörende, betäubende Kunst des heute siebzigjährigen Dichters. Was fesselt meine Jahrgänge an Benns Leistung? Was scheint ihnen so nachahmenswert? Wodurch hat er sich

eingepägt? Ich will versuchen, Auskunft zu geben. Noch im dritten Jahr nach der Kapitulation hatten selbst die Belesensten den Namen kaum gehört. Und wer einiges wußte, etwa über Benns expressionistisches Debüt, die krassen, würgenden Verse der *Morgue* (1912), der hielt ihren Verfasser für tot oder verjagt, verstummt. Da erschienen 1949 fast gleichzeitig vier neue Bücher des Verschollenen: die *Statischen Gedichte*, der Prosaband *Der Ptolemäer*, eine Sammlung Essays mit dem programmatischen Titel *Ausdruckswelt* und die Dialoge *Drei alte Männer*. Und jetzt erfuhren wir auch, warum Benn zehn Jahre lang geschwiegen hatte. Zuerst von den Nationalsozialisten, hernach von den Alliierten war ihm das Schreiben verboten worden. Über seinen Lebensweg unterrichtete uns die Autobiographie *Doppelleben* (1950): Als Sohn eines protestantischen Pfarrers wurde Gottfried Benn 1886 in Mansfeld (Westpriegnitz) geboren. Er studierte Medizin und veröffentlichte als Militärarzt seine ersten Gedichte. In den Kreisen der literarisch Kundigen wurde er rasch berühmt, sowohl durch seine Lyrik als auch durch dramatische Experimente, Prosastücke, Reden, Essays. Nach der Revolution richtete sich Benn in Berlin eine Praxis ein. Bis heute hat er der lebhaften, sachlichen Stadt die Treue gehalten. Daß der Dichter die Machthaber des Dritten Reiches und ihr ideologisches Konzept nicht früh genug durchschaute, bekennt er in seiner Selbstdarstellung unumwunden. Aber er gibt auch zu bedenken, wodurch ihm in jenen Tagen eine unverzügliche und eindeutige Entscheidung für die Freiheit und gegen die Tyrannei erschwert wurde. Hier handelt es sich um Gründe, die nur ein Ignorant verharmlosen kann. Als die braune Presse Benn diffamierte, die Ärztekammer ihn beargwöhnte, suchte er im Sanitätsoffizierkorps Zuflucht. „Die Armee“, so durfte er damals noch zu Recht behaupten, „ist die aristokratische Form der Emigration.“

Die Aufrichtigkeit, die Korrektheit, mit der Gottfried Benn seine politische Affäre klarstellte, rechnet ihm die Jugend hoch an. Noch mehr aber bewundert sie seine Illusionslosigkeit, sein ebenso grimmiges wie entrücktes Ausharren vor dem Dunkel, im „leeren Raum um Welt und Ich“. Benns Denkschema – der Geschichtspessimismus, die schneidende Zivilisations- und Kulturkritik, die biologischen Aspekte – hat sich im Laufe der Jahrzehnte nicht gewandelt. In seinen Augen ist unsere Welt zum Untergang verdammt, der Mensch unfähig zu glauben, die Wahrheit versiegelt. Kann sich das Bewußtsein aus einem solchen Meer von Verzweiflung retten? Wie wird es der bodenlosen Schwermut Herr? Der Dichter antwortet: „Stein, Vers, Flötenlied.“ Einzig im Kunstwerk, in der Kunst verkörpert sich das „absolute“ Sein, das allzeit Beständige und sinnvoll Gebliebene. Mit einem anderen Wort von ihm: „Form nur ist Glaube und Tat...“

Gegen diesen radikalen, rauschhaften Ästhetizismus, dessen Verfechter sich auf Nietzsche beruft und die Poètes maudits zu seinen Vorläufern erklärt, bringen selbst Benns ergebenste Jünger Einwände vor. Doch so problematisch die Überschätzung der Kunst auch sein mag: den Werken als Artefakte wohnt nichts Fragwürdiges inne. Sie sind durch und durch modern, eisig und schmelzend in einem, unwiderstehliche Verlautbarungen aus der flimmernden City. Bei keinem lebenden Lyriker unserer Sprache vernehmen wir die Atemzüge und Herztöne der Zeit so deutlich, so suggestiv. Gottfried Benn hat der deutschen Dichtung neue Dimensionen des Ausdrucks erobert. Und was

man dereinst vielleicht noch höher bewerten wird: Er hat durch seine rigorose Selbstzucht, durch seine artistische Schärfe jene Gesinnung geweckt und belebt, die Lauterkeit, Disziplin und Tapferkeit zu ihren Kardinaltugenden zählt. Es sind die Säulen, auf denen der Himmel der Kunst ruht.

Heinz Piontek, Westermanns Monatshefte, Heft 97, 1956

Tagebuchaufzeichnungen

Ich hatte die Wahl, Becher oder Benn zu werden, und auch Benn konnte wählen. Wir haben uns für die entschieden, die wir geworden sind. Damit soll gesagt sein, daß Benn ebenso die Möglichkeit hatte, ein Becher zu werden, wie umgekehrt, was allerdings nicht bedeutet, daß wir beide unsere Personen in dem Sinne hätten vertauschen können, daß sie exakt einander gleich geworden wären. Aber was mich betrifft, so lag in mir durchaus die Möglichkeit, zu einem Sänger der Sintflut, des Weltuntergangs zu werden, einer „großartigen“ nihilistischen Konzeption mit Verzweiflungsausbrüchen, menschlichen Vulkaneruptionen vergleichbar – einem *aprèslude*, wie es noch niemals gewagt, noch nie erträumt wurde. Diese Visionen wären aber von einer grotesken Abruptheit und einer brutalen Gewalttätigkeit geworden im Vergleich zu Benns behäbigem Dahindämmern und idyllischem Kokettieren mit einem Menschheitsdebakel. Nein, gemütlich wäre die Welt bei mir nicht zugrunde gegangen wie bei Benn. Keine süßliche Sintflut wäre bei mir ausgebrochen, niedliche Dämonen wären bei mir nicht erschienen. Also, Benn geworden, hätte ich doch nur eine Variante von ihm gegeben, und umgekehrt wäre es wohl ebenso gewesen, wobei ich nicht darlegen will, in welcher Art und Weise aus Benn ein Becher hätte werden können... Aber es hängt wohl unter anderem auch mit der Tageszeit zusammen, denn die Abenddämmerung bringt in mir die Poesie zum Schweigen. Abendblau ist nicht die Farbe, die mich schaffen läßt, die hervorbrechende Dunkelheit, wenn die Eule ihren Flug antritt, stimmt mich nachdenklich, und das Denken wird unscharf. Ich sehne mich nach Stille, über allen meinen Gipfeln kehrt traumhafte Ruhe ein. In der Morgendämmerung aber bin ich ganz da. Die klare Strenge des Frühlichts zeigt mir die Konturen an dessen, was ich bin, und bevor die anderen Menschen sich vom Schlaf erheben, ist ein Teil meines Tagewerkes schon getan. Die Welt entsteht. Wenn die Sonne aufgeht, wird auch mein Werk lebendig, und das Denken hebt an, ein glanzklares, unnachsichtiges... Und darum wurde ich auch nicht zu einem Abgesang meines Jahrhunderts, sondern... Und darum war es mir auch versagt, ein *aprèslude* zu dichten. Und so konnte ich nicht Benn werden.

*Er ist geschieden, wie er lebte: streng,
Und diese Größe einte uns: die Strenge.
Uns beiden war vormals die Welt zu eng.
Wir blieben beide einsam im Gedränge.*

*Unwürdig wär ein: nihil nisi bene.
Der Juli summt ein Lied dir: „Muß i denn...“
Mein Vers weint eine harte, strenge Träne,
Denn er nahm Abschied von uns: Gottfried Benn.*

„Der Arzt am Scheidewege.“ Ein Gedicht Gottfried Benns hat sich bei mir eingefunden, das mir bemerkenswert erscheint und das als Beweis dafür gelten kann, daß nicht nur in Gottfried Benn, sondern in jedem Dichter verschiedene Möglichkeiten vorhanden sind, seinen spezifischen Charakter auszubilden. Das Gedicht heißt „Anno 1886 (mein Geburtsjahr – was schrieben damals die Zeitungen, wie sah es aus?)“. Wir setzen aus diesem Gedicht einige Abschnitte hierher:

*Ostern am spätesten Termin,
an der Elbe blühte schon der Flieder,
daß Anfang Dezember ein so unerhörter Schneefall,
daß der gesamte Bahnverkehr
in Nord– und Mitteldeutschland
für Wochen zum Erliegen kam.*

*Paul Heyse veröffentlicht eine einaktige Tragödie:
Es ist Hochzeitsabend, die junge Frau entdeckt,
daß ihr Mann einmal ihre Mutter geliebt hat,
alle längst tot, immerhin
von ihrer Tante, die Mutterstelle vertrat,
hat sie ein Morphinumfläschchen:
„störe das sanfte Mittel nicht“,
sie sinkt zurück, hascht nach seiner Hand,
Theodor (düster, aufschreiend):
„Lydia! Mein Weib! Nimm mich mit dir“
Titel: „Zwischen Lipp– und Kelchesrand.“*

*England erobert Mandalay,
eröffnet das weite Tal des Irawadi dem Welthandel.
Madagaskar kommt an Frankreich;
Rußland vertreibt den Fürsten Alexander
aus Bulgarien.*

*Der deutsche Radfahrbund
zählt 15 000 Mitglieder.
Güßfeld besteigt zum erstenmal
den Montblanc
über den Grand Mulet.*

Dieser Gedichttyp wurde von Gottfried Benn nicht weiterentwickelt. Hätte er sich dazu entschlossen, wäre die gesamte Konzeption seiner Poesie eine andere geworden – ein ungeheurer Einbruch von Realität, dem er sich nicht hätte entziehen können, wäre erfolgt. Das elegisch–nihilistische Moment in seiner

Lyrik wäre um ein Bedeutendes zurückgedrängt worden und hätte einer freien Rhythmik (in des Wortes doppelter Bedeutung) Platz gemacht. Wir haben von den verschiedenen Möglichkeiten gesprochen, die einem Dichter gegeben sind und deren Ausbildung wesentlich dadurch bestimmt wird, inwieweit ein Dichter zu „philosophieren“ imstande ist. Um nicht mißverstanden zu werden, möchten wir betonen, daß ein Dichter anders philosophiert als ein Philosoph. Der Denkapparat eines Dichters funktioniert nicht wie der eines Wissenschaftlers. Es handelt sich also um ein poetisches Philosophieren, von dem wir sprechen. Dieses poetische Philosophieren ist gleichbedeutend mit einer steten poetischen Selbstverständigung, und jeder Dichter gerät in Gefahr „dahinzutreiben“, wenn er auf diese Art Philosophie verzichtet. Wir gestatten uns die Ansicht, daß Benn es sich bequem gemacht hat und zu träge war, um sich philosophisch mit der Dichtung auseinanderzusetzen, oder auch, der Fall soll nicht ausgeschlossen werden: er war zu krank, zu schwächlich dazu. Er ließ sich in der Idylle verkommen, wenn er diese auch mit einer dämonischen Schminke versah. Er verniedlichte die Tragik, anstatt die Probleme seines Jahrhunderts auf dem Schlachtfeld seiner Brust auszutragen. Er würdigte seine Dichtung herab zu einer Art metaphysischem, okkultem Stammtisch, den in die Luft zu heben und ihn schweben zu lassen ihm Spaß machte – ein mit seinem eigenen Zynismus kokettierender Jongleur. Aber Benns Entscheidung ist nicht nur sein Versagen. Wir haben mit versagt. Wir haben den Dichter am Scheidewege allein gelassen, im Gegenteil, durch unser oft unsinniges Verhalten einer so bedeutenden poetischen Erscheinung wie der Benns gegenüber haben wir ihn noch weiter in das „Nihil“ hineinforciert, anstatt ihn geduldig von dorthier zurückzuholen und ihn auf alles das hinzuweisen, was in ihm selber an realen Ansätzen vorhanden war. Und dessen wäre genug gewesen, um dem Realisten Benn über sich selbst zum Siege zu verhelfen. Wir behaupten nicht, daß wir Benn hätten zu einem Majakowski umändern können, nichts dergleichen. Wir hätten es auch ganz und gar nicht für richtig gehalten, hätte Benn seine nihilistische Komponente so weit eliminiert, daß nur der Gedichttyp „Anno 1886“ seinem Stil entsprochen hätte. Wir sind der Ansicht, daß in jedem bedeutenden Dichter das Erlebnis der Nichtigkeit unseres Daseins einen elementaren Platz einnimmt und seine poetische Kraft darin vor allem besteht, der Ungestalt, der Nichtigkeit eine Gestalt, eine reale Konzeption entgegenzusetzen. Der Mangel einer schöpferischen Atmosphäre in unserer Literatur wirkt sich auch dahingehend aus, daß die Dichter nicht imstande sind, ihre eigenen Möglichkeiten auszuschöpfen. Obwohl die Besten unter ihnen ahnen, daß sie aufeinander angewiesen sind, wird dieses Angewiesensein nicht praktiziert, keiner kümmert sich um den anderen, jeder bleibt dem anderen fremd. Jeder lebt, jeder dichtet, jeder stirbt für sich allein. Damit aber vollzieht sich gleichzeitig auch ein Prozeß der Selbstentfremdung – keiner kennt sich in sich selber aus, keiner weiß, wie es um ihn bestellt ist, keiner hat den Mut zu sich selber –, und das poetische Wagnis mißlingt. Wir haben noch einmal Gottfried Benns „Aprèslude“ nach einem Gedicht abgesucht, um es hervorzuheben und dadurch vielleicht unsere Ansichten über Benn ein wenig zu korrigieren, denn man ist nicht rechthaberisch um jeden Preis, ganz im Gegenteil, man wünscht oft nichts so sehnlich, als nicht recht zu

haben und guten Gewissens anderer Meinung sein zu dürfen. Aber wir fanden nicht, was wir suchten, wir fanden zwar die eine Strophe:

*Nur deine Jahre vergilben
in einem anderen Sinn,
bis in die Träume: Silben –
doch schweigend gehst du hin.*

Weiterhin aber auch: „Alles bleibt in seinem Grundverhalten“ oder „Kalkül“, sich reimend auf „Gefühl“, oder „in Unvereinbarkeit der Seelen“ und „das Allgemein–Menschliche, zwar in Wirtschaftsformen“, „Wortpostillen“, die sich auf „füllen“ reimen, oder daß „nicht dahinter eine Täuschung liegt“, „Potpourri“, sich reimend auf „Agonie“ kann uns keineswegs von einer dichterischen Potenz überzeugen. Wir müssen uns auch dagegen wehren, daß gewisse saloppe Redensarten poetisch verklärt werden und man zum Beispiel eine Zeile schreibt wie die: „Nicht im entferntesten ist das zu deuten.“ Ähnliche Beispiele häufen sich. „Zypresse“ ist ebensowenig ein Reim auf „Tristesse“ wie „couleur“ auf „douceur“ oder „Stalin“ auf „Gemahlin“. Solche Reimformen heben sich gegenseitig auf, insofern sie nicht als Reimkarikatur beabsichtigt sind.

Aber wir haben das von uns gesuchte Gedicht doch noch entdeckt, und es heißt:

ZWEI TRÄUME

*Zwei Träume. Der erste fragte,
wie ist nun dein Gesicht:
was deine Lippe sagte
oder das schluchzend Gewagte
bei verdämmerndem Licht?*

*Der zweite sah dich klarer:
eine Rose oder Klee,
zart, süß – ein wunderbarer
uralter Weltenbewahrer
der Muschelformen der See.*

*Wird noch ein dritter kommen?
Der wäre von Trauer schwer:
Ein Traum der Muschel erglommen,
die Muschel von Fluten genommen
hin in ein anderes Meer.*

Schade, daß diesem Gedicht wieder in dem Schlußgedicht „Après-lude“ Abbruch getan wird durch:

*Die Natur will ihre Kirschen machen,
selbst mit wenig Blüten im April*

*hält sie ihre Kernobstsachen
bis zu guten Jahren still.*

Dieser Stil der Nonchalance wird wider den Willen des Autors zu einer Buschiade, bei dem man auch dem Verse hätte begegnen können:

*Schon eine Pille nimmt dich auf den Arm
und macht das Trübe hell, das Kalte warm.*

Wenn also Benn fragt: „Was ist der Mensch?“ und darauf antwortet:

*– die Nacht vielleicht geschlafen,
doch vom Rasieren wieder schon so müd,
noch eh ihn Post und Telefone trafen,
ist die Substanz schon leer und ausgeglüht,*

so kann man nicht anders, wenn man gründlich die Poesie Benns untersucht, als zu dem Urteil zu gelangen, daß auch die poetische Substanz Benns schon leer und ausgeglüht ist, noch eh ihn Strophen „trafen“:

*... ein künstliches, ein falsches Potpourri –
untäuschbar bleibt der Seele Agonie.
(Wiederum wie eine Parodie wirkend.)*

Johannes R. Becher, aus Johannes R. Becher: *Bemühungen II. Macht der Poesie. Das poetische Prinzip*, Aufbau Verlag, 1957

Versuch, über Benn nachzudenken

Es gibt, wie es gar nicht anders sein kann, da der Mensch ohne seine Verwandlungen kein Mensch wäre, den einen Benn und den andern Benn und so weiter vielleicht, scheint mir, insgesamt sechs Benns.

Der erste Benn ist ein junger Mann, der sich, wie Büchner oder Heym, an etwas Neues verliert, aber indem er sich so anheimgibt, gewinnt er das Neue, für sich, was wichtig ist, und, was wichtiger ist, für das Kollektiv, dem er angehört, für die Literatur. Er liefert sich der Morgue aus, also den Naturwissenschaften, setzt sie ins Wort um und überwältigt sie so. Er bereitet spätere Adaptionen anderer naturwissenschaftlicher Komplexe vor. Er ist ein Pädagog.

Der zweite Benn empört sich in allem, was er schreibt und wirkt, gegen die Barbaren, die von den Emotionen des Kleinbürgertums leben, also gegen den Nationalismus, gegen die Standardisierung, gegen die Obrigkeit, gegen die Süßlichkeit aus Angst vor Bitternis und Schärfe, gegen den Anstand aus Angst vor Gefahr und Tumult. Er ist ein Aufrührer.

Der dritte Benn schlägt widernatürlichen Kobolz und gesellt sich den Barbaren, die er verachtet hatte. Er verwechselt das Brodeln des Drecks mit dem freien Wehen des Aufruhrs. Er ist ein Renegat.

Der vierte Benn befreit sich aus den Schlingpflanzen der untersten Moore. Aber er kehrt nicht zur Empörung zurück, aus der eine Veränderung der Zustände hätte entstehen können, denn die Dichter vermögen mehr als die Helfershelfer der Obrigkeit. Er geht in sich selbst hinein, bleibt da und macht aus der Isolierung eine These. Er verrät sich zum zweitenmal, da er auf eine Voraussetzung des Schreibens verzichtet, auf die Anteilnahme am andern. Er ist ein Einsamer um der Einsamkeit willen.

Der fünfte Benn wiederholt sich und gerät in den Eklektizismus seiner selbst. Er ist ein Narziß.

Der sechste Benn, der aus dem dritten Benn rührt, ist ein Glück für die deutsche Literatur der Gegenwart. Er hat, durch sein unübersehbares Beispiel, belegt, was es insgesamt mit den Schriftstellern dieses Landes, die damals im Gehege der Barbaren blieben, auf sich hat. Keiner von ihnen, er sei denn, er hätte aktiv widerstanden, ist frei von Fehl, mich eingeschlossen. Alle haben, direkten oder indirekten, Dreck am Stecken. Und während wir andern, kaum einen ausgenommen, unser Versagen verdrängen – auch die, welche ihr Verhalten damals durch ihr Verhalten jetzt ein wenig wiedergutzumachen versuchen –, liegt Benns Schuld, gleichsam geröntgt, zutage: ein Modell. Benn ist eine leibhaftige Warntafel. Vergeblicher Versuch, über Benn nachzudenken?

Wolfgang Weyrauch, Streit–Zeit–Schrift, 1964

Berliner Erinnerung

Das Schauspiel des Blauen Fadens verdanke ich dem Vormittag in Bottmingen; ich verwob es mit einem anderen Erlebnis, dem Besuch der keltischen Heuneburg in einer Winternacht. Es war eine Losnachtbegegnung; sie wurde nur angedeutet, und mit Grund.

Daß das schmale Bändchen (*Besuch auf Godenholm*) weder Eindruck machen noch Erfolg haben würde, wußte ich von vornherein; und es tat mir leid, als ob es fröre, wenn ich es in den Schaufenstern sah.

Für Baader war die Aufgabe der Kunst noch Transparenz. Innerhalb der Konsumgesellschaft bestimmen andere Prinzipien. Das liegt in der Natur der Dinge, und wer hier den mißvergnügten Nobile spielen möchte, macht sich nur lächerlich. Gerade hier gewinnt die Meditation ihren besonderen Reiz. Selbst intelligente Zeitgenossen konnten mit dem Text wenig anfangen, wie ich ihren mehr oder minder befremdeten Anmerkungen entnahm. Er ließ sich auch schwer einordnen.

Als ich nach dem Ersten Weltkrieg zur Vorschriftenkommission kommandiert war, begann ich mich mit der neuesten Literatur zu beschäftigen. Dem war in den Lazaretten und während der Rekonvaleszenz ein Lesesturm vorausgegangen, der vor allem den Klassikern und Romantikern gegolten hatte

und der nicht ohne Wirkung geblieben war. Hinsichtlich der Modernen, zu denen ich nun überging, verdanke ich eine gute Vorwahl Friedrich Georg, der ein Jahr früher invalid geworden war. Er wies mich auf die Expressionisten hin, vor allem auf Trakl, dem ich durchaus treu geblieben bin.

Damals in Berlin fiel mir auch eine Novelle von Gottfried Benn in die Hand, „Gehirne“ – die Lektüre führte zu weiterer Anteilnahme an seinem Werk. Für jeden intensiven Leser gibt es einige wenige Autoren, „an deren Schaffen er teilnimmt“ und von denen er erhofft, „daß bald etwas Neues erscheint“. Das ist ein weites Spielfeld für Erwartungen, Erquickungen, Enttäuschungen.

Daß hier „etwas los war“, spürte ich an den Gedichten, besonders an Versen, die sich dem Ungesonderten näherten und die Schicht berührten, die ihm aufliegt und an die es wie Tau und Nebel noch qualitätslos anzusetzen beginnt. Das Unbestimmte ist hier noch stark. Es wurde angesprochen – wie etwa hier:

*O daß wir unsere Ururahnen wären.
Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor.
Leben und Tod, Befruchten und Gebären
glitte aus unseren stummen Säften vor.*

*Ein Algenblatt oder ein Dünenhügel,
vom Wind Geformtes und nach unten schwer.
Schon ein Libellenkopf, ein Möwenflügel
wäre zu weit und litte schon zu sehr.*

Das ist Wegzehrung für den Ausflug nach Orplid. Ein schönes Gleichgewicht von Bewußtem und Unbewußtem schwingt in den Versen, auch von Sicherheit und Schmerz. So fährt ein Boot mit gutem Tiefgang auf den Grenzflüssen.

Das Gedicht – sein Titel ist „Gesänge“ – fällt dann ab. Doch im Werk zählen die Lichtpunkte. Auf lange Strecken wächst die Wüste; die Zeit wird quälend – die Trauer, die schon die Romantik durchtränkt, dieses „ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ wird zur modern instrumentierten Tristesse. Ich habe die *Werke* (1960) vor mir, um das Wort im Inhaltsverzeichnis nachzuschlagen, und finde dort untereinander wie Etiketten eines Gewürzladens:

*Träume
Traum
Tripper
Tristesse
Trupp hergelaufener Söhne
Turin I*

Da kann man schon ahnen, was gekocht werden soll. Die letzten Strophen übrigens, sowohl von „Tristesse“ wie von „Turin I“ sind wieder sehr schön.

Den Erfolg brachten Darbietungen wie „Tripper“ und „Morgue“. Allerdings ist zu unterscheiden zwischen Applaus und Kredit. Den Kredit oder das Maß, in dem ein Autor ernst genommen wird, schafft immer die Annäherung. Was ins Auge fällt, was blendet – ästhetisch, politisch oder einfach durch Überraschungseffekte, ist nicht das Haus mit seinen Mauern, Kellern oder

Böden, sondern die Einrichtung: die Hausbar mit ihren Nutten, das Rixdorfer Kakophon. Das sind Kulissen; am Beifall ist nicht zu ermessen, ob das Stück kaum die Saison überstehen oder dreihundert Jahr lang gespielt werden wird. Weniger durch Lob wird man dem Autor gerecht als dadurch, daß man sein Karma und seine Tragik sieht, die immer eng mit der Zeit und ihrem mörderischen Zugriff verbunden sind. Da kann es im besten Falle einen guten Kampf geben, bei dem Erfolge eher schädigen. Die Zeit formt mit an Werk und Bildern, selbst wenn sie Narben hinterläßt.

In den Jahren, die „vor der Mauer“ lagen, flog ich zuweilen nach Berlin, um die Brüder zu treffen, die aus der Zone kamen; wir wohnten in einem kleinen Hotel in der Nähe des Anhalter Bahnhofes. Ich suchte dann auch Ernst Niekisch und andere Freunde auf.

In guter Erinnerung ist mir ein Abend bei Gottfried Benn, mit dem ich seit einiger Zeit korrespondiert hatte. Lieber hätte ich ihn einmal am Mittelmeer getroffen, an Küsten, an denen man aufatmen kann, als ob man aus dem Zuchthaus käme, und an denen auch er sich wohl fühlte. Doch er schrieb mir, ich glaube nach Montecatini:

Würde gern mit in den Süden fahren, aber ich müßte soviel Diätregeln befolgen (Duodenalgeschwür), soviel Medikamente mitnehmen (Rheumatismus), soviel Salbentöpfe einpacken (Ekzem), daß ich mich nicht fortgetraue. Bis zum siebzigsten Jahr konnte ich meinem Körper zumuten, was ich wollte; er parierte und tat alles, was mir gefiel. Plötzlich große Baisse, und die albernsten Worte „allergisch“ und „neurovegetativ“ nützen mir nichts, helfen mir nicht weiter.

Ein Hautarzt, der mit Salbentöpfen reisen müßte – das sah nicht freundlich aus. Leider kam dann auch bald einer der schwarzgerandeten Briefe, wie sie bei steigendem Alter immer häufiger ins Haus flattern.

Gottfried Benn ist eines der vielen Pastorenkinder, durch die das evangelische Pfarrhaus die Literatur bereichert hat. Paris oder Rom wären für ihn „passiger“ gewesen als Berlin, doch kann man sich sein Land nicht aussuchen.

Damals, als ich ihn in der Bozener Straße besuchte, war er noch gesund und wohl auf. Die Parterrewohnung mochte aus der Gründerzeit stammen, sie hatte gleich ihm die Feuerstürme überlebt. Benn verdankte das nicht zuletzt der Armee. Er hatte in beiden Weltkriegen als Arzt gedient. Im Bürgerkrieg schafft die Uniform fast noch eine bessere Tarnung als an der Front. Benn konnte sie brauchen, denn gehässige Verfolger hatten sich auf ihn spezialisiert, und zwar mit einem Eifer, der selbst Himmler gegen den Strich gegangen war. In der absurden Korrespondenz, die sich daran anspannt und die zum Teil durch den unermüdlichen Joseph Wulf ausgegraben worden ist, ging es einmal auch darum, ob sich in „Benn“ nicht ein semitischer Vorname verkappt habe.

Der Korridor der „Berliner Wohnung“ ist fensterlos. Die Begrüßung im Halbdunkel war angenehm. Europäische Höflichkeit, fast schon zur zweiten Natur geworden wie bei den Fernöstlichen. Sternzeichen Stier – das konnte ich nicht recht ins Bild bringen und hätte es eher der Gattin zugetraut, ja auf den Kopf zugesagt. Sie stand neben ihm, ich sah im trüben Licht ihr volles, ruhiges Gesicht und das dichte, rotbraune Haar, in dem eine eingelebte Strähne

leuchtete. Sie sprach wenig, doch schien es, als ob ihre Gegenwart dem Gespräch eine Dimension zufügte. Solchen Partnern begegnet man, wenn auch selten, und es wäre zuwenig, wenn man sagte, daß sie sich auf die Kunst des Zuhörens verstehen. Ihr Schweigen ist vielmehr der Sprache günstig und gibt ihr Körper wie ein Resonanzboden: durch Mitschwingen. Nun wandte sie sich der Küche zu, und ich durfte einen Blick in die Wohnung tun.

Es muß ein fahler Tag gewesen sein – der Ordinationsraum schien mir ziemlich trüb. Wahrscheinlich gab es aber scharfe Lampen, denn Hautbefunde setzen eine peinliche Inspektion voraus. Ein mit dunklem Leder oder Wachstuch bezogenes Sofa, wie sie zur Untersuchung dienen, war mit Zeitungen überblättert, die zum Teil auch am Boden verstreut lagen; das sah nach einer ausgedehnten Nachmittagslektüre aus. Neben dem Sofa hielt ein Stativ einen Glaszylinder, an dem ein Gummischlauch hing. Ein Apparat für umfangreiche Infusionen – ein, wie Benn sagte, museal gewordenes Instrument.

Übrigens wurde die Praxis wenig – oder sagte er: kaum noch? – besucht, was ihn auch nicht zu bekümmern schien. Vielleicht störten die Leute ihn nur in der Meditation. Zwischen den Konsultationen kritzelte er Briefe oder auch Gedichtentwürfe auf die Rezeptblätter.

Er deutete auf die Zeitungen:

Es scheint, daß wir wieder einen üblen Gegner gemeinsam haben – nun, von mir können sie schreiben, daß ich mit Fliegen Unzucht treibe – das läßt mich kalt.

Dann durfte ich noch einen Blick in die Praxis der Gattin werfen – das war ein Unterschied wie von Tag und Nacht. Ich hatte eine Vision von zierlicher Ordnung – wenig Metall, dunkles Holz, vielleicht Mahagoni, mit Perlmuttertarsien; das sah nach ruhiger, präziser Arbeit aus. Hier sich einen Zahn ziehen zu lassen, mußte fast ein Vergnügen sein.

Als die Tür auf– und wieder zuschwang, hatte ich den Eindruck eines déjà vu. Dann tauchte das kleine Atelier von Marie Laurencin aus der Erinnerung auf. Auch dort hatte sich die Tatsache, daß gearbeitet wurde, fast ganz in Wohlgefallen aufgelöst – damals in Grün und Rosa wie hier in Silber und Kastanienbraun. Besser als Einkommen ohne Arbeit ist noch Arbeit ohne Mühe, Arbeit als Spiel.

Wir setzten uns dann zum Essen, dem wir behaglich zusprachen. Hummerschwänze in Mayonnaise, alter Burgunder – damals also konnte vom Duodenum noch nicht die Rede sein. Lagebeurteilung. Es ist eine Erholung, wenn man in den Denkhütten noch einen Geist trifft, der die individuellen, institutionellen und regionalen Grenzen zu überspielen weiß und dazu über eine Prise aristophanischen Humors verfügt.

Kleine Kabine in der „Titanic“; in den Gängen ist Unruhe. Wasser schwappt hin und her, führt Zeitungen, Stroh, undefinierbares mit, auch Leichname schon. Die Ratten pfeifen vor der Tür. Der Service funktioniert nicht mehr, aber es ist noch Vorrat im Schrank – Importen, Hennessy. Das gehört zum Stil des Jahrhunderts; ich bin daran seit dem Ersten Weltkrieg gewöhnt. Es kommt dabei zu scharfen Wahrnehmungen, guten Bemerkungen. Die physische

Sicherheit ist dürftig bei wachsender geistiger Präsenz. Das ist unverdaulicher Stoff für den Leviathan; er wird ihn ausspeien.

„Ptolemäer und Mauretanier“ – eine Schrift, in der wir über einen Leisten geschlagen wurden; er tat einige Anmerkungen dazu. Das Mittelmeer; die Türme von Antibes: „eine fanatische Sache“; ich hatte ihm eine Aufnahme von dort geschickt. Geschichte: „So sang– und klanglos tritt das Reptil nicht ab.“ Ich erfuhr, was ich noch nicht gewußt hatte: daß er als Arzt bei der Erschießung von Edith Cavell am Ort gewesen war (12. Oktober 1915). Über Soldatenselbstmorde und ihre Ursachen. Das war die Sparte, die er im Zweiten Weltkrieg verwaltet hatte; auch das war mir neu, doch einleuchtend, die Nähe zum Selbstmord überhaupt.

Dann über Reisen, noch einmal Mittelmeer. Die Gattin: „Wenn du jetzt von deinen Reisebekanntschaften erzählen willst, gehe ich so lange hinaus“ – das war offenbar als Stichwort für den Abgang in die Küche gemeint. Benn ging in die Bibliothek, um seinen Bericht über das tragische Ende von Miß Cavell zu holen; er brachte den *Besuch auf Godenholm* mit, der unlängst erschienen war.

Er setzte sich wieder neben mich: „Wissen Sie – das ist das Raffinierteste, was Sie gemacht haben.“ Dann blätterte er in dem Bändchen und begann eine Passage zu lesen, die sich mit dem Ziel beschäftigte, das durch Annäherung erreicht, doch nicht überschritten werden kann. Für einen Augenblick wird die Erscheinung mit dem Sein identisch, die Woge mit dem Meer.

Es würde stets wiederkehren, daß das EINE aus dem Getrennten aufstieg und sich mit Glanz bekleidete. Dieses Geheimnis war unaussprechlich, doch alle Mys­te­rien deuteten es an und handelten von ihm, von ihm allein. Die Wege der Geschichte und ihre Listen, die so verschlungen schienen, führten auf diese Wahrheit zu. Ihr näherte sich auch jedes Menschenleben mit jedem Tage, jedem Schritte an. Nur dieses Eine war das Thema aller Künste, von hier aus wurde jedes Denken in seinem Rang bestimmt. Hier war der Sieg, der alles krönte und jeder Niederlage den Stachel nahm. Das Staubkorn, der Wurm, der Mörder nahmen daran teil. Es gab nichts Totes in diesem Lichte und keine Finsternis.

Er legte das Buch zwischen uns auf das Sofa und sagte:

Was ist das? Was ist das --- das ist der Penis! Das kann nur der Penis sein!

Das sollte ein Monolog bleiben, denn eben jetzt kam Ilse Benn mit dem Kaffee – es kann auch der Cognac oder ein Glas Sekt gewesen sein. Jedenfalls blieben wir noch eine Stunde beisammen, während deren ein guter Euphon herrschte. Ich fuhr dann ins Hotel zurück und dachte über die Begegnung nach.

Etwas daran hatte mich mehr betroffen als das Gespräch über Bücher, Menschen und Tatsachen, auch als Glanz und Elend des Dichters, der ein Stück von sich der Meute preisgibt, deren Hecheln sich mit dem Triumph der Hörner mischt. Das folgt dem Autor und seiner Mühe durch die Dämmerungen als fahle Leuchts­pur, als Kometenschweif. Die Gegenwart gibt mehr als Mitteilung und Reflexion – Einheit im Zeitlosen, nicht nur in der

Zeit. Die Lider des Dichters öffneten sich über den gewölbten Augen in weichem Schwung der Tauben– oder auch der Eulenfittiche. Das war der Blick des Träumers, der starke Neigungen entfalten und Zuneigung erwecken konnte und der auch leidensfähig war. Zum Leiden muß man ja fähig sein. Es deckt die Aussage. Das Schweigen steht hinter dem Wort. Wenn ich mich recht entsinne, hatte er einmal die Worte den Flimmerzellen verglichen, die sich an das Sein herantasten. Aber zuvor muß man sich an das Wort herantasten. Jedes Wort gewinnt erst Gewicht, wenn es wieder berührt, wiederentdeckt worden ist. Dem Dichter genügt ein kleiner Bestand an Worten, Beschränkung ist ihm eher förderlich. Der Überfluß bezaubert im Becher wie im Meer. Zwei Verse genügen, damit wir einem Dichter treu bleiben. Ich hatte die Gedichte mitgenommen und las noch einmal die Strophen, die mich in der Jugend bewegt hatten:

*O daß wir unsere Ururahnen wären.
Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor.*

Ein Zeugnis für das Maß, in dem das Leiden sich seit Rousseau verdichtete. Dem schwebten zwar auch ferne, doch humane Archipele vor. Die Klassiker lieben die Auflösung nicht; ihr „höchstes Glück“ ist anderer Art. Benns Einblick in die Verwesung ist weiter fortgeschritten als der Baudelaires; auch das ist eine Passage, die durchschritten werden muß. Als ich mir in dem öden Zimmer die beiden Strophen vorlas, machte ich die merkwürdige Entdeckung, daß ich sie bislang stets falsch gelesen und zitiert hatte. Es schien, als hätte bisher der blinde Fleck des Auges auf dem Wörtchen „Moor“ geruht. Ich hatte es als *Meer* begriffen und den Reim in „schon zu sehr“ gesucht.

Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Meer.

Der Irrtum war nun behoben; ungern ließ ich von ihm ab.

Ernst Jünger, aus Ernst Jünger: *Annäherungen. Drogen und Rausch*, Klett–Cotta, 1970

Und aller Fluch der ganzen Kreatur
– Gottfried Benn 1976. –

Er wäre am 2. Mai dieses Jahres neunzig geworden: eigentlich noch kein Alter für einen Toten und kaum ein Anlaß für ausgedehnte Jubiläumsfeiern. Trotzdem klammert Erinnerung sich immer gern an solche runden Zahlen, zumal wenn sich ein posthumer Geburtstag mit dem Bedürfnis nach Auferstehung und Wiedererweckung trifft. Was möglicherweise sarkastisch klingt, möchte nur verwundert erscheinen, insofern wir ja bereits viele hochgeschätzte Verblichene der expressionistischen Generationen in Frieden

haben dahinschlummern lassen, ohne daß sich unser Erinnerungsverlangen irgendwie gerührt hätte.

Wenn ich mich recht entsinne, wurde der hundertste Geburtstag von Ferdinand Hardekopf oder August Stramm so lieblos zur Kenntnis genommen wie der neunzigste des Jacob van Hoddis oder des Carl Einstein, und ich wage mit Grund zu bezweifeln, daß uns Benns 86er Jahrgangsgenossen Hugo Ball und Paul Boldt und Albert Ehrenstein und Max Hermann–Neisse in diesem Jahr noch ausführlicher beschäftigen werden. Die sich hier anknüpfende Frage hätte also zu lauten: Warum auf der einen Seite diese Friedhofsruhe und auf der anderen, jetzt, das von den sogenannten Medien geforderte Bemühen, ein entschlafenes Gedächtnis wiederzubeleben?

Lassen wir einmal dahingestellt, wie breit und wie gewichtig ein literarisches Lebenswerk sein muß, um von Zeit zu Zeit Anlaß für eine spektakuläre Ausgrabung zu geben. Wichtig scheint mir bei öffentlichen Wiederbelebungszereemonien vor allem, daß ein Hingeschiedener wieder zitierwürdig werden muß, das heißt, daß die Nachgeborenen ihm neue Lebenswahrheiten und Identifikationsmuster zu entnehmen vermögen. In seinem Essay „Das Genieproblem“, einem Referat des Buches *Genie, Irrsinn, Ruhm* von Lange–Eichbaum, beschäftigt sich gerade Gottfried Benn ausgiebig mit solchen Resonanzproblemen, insbesondere den Fragen langfristiger Legendenbildung, um mit einem Abstecher in die sonst so verachtete Soziologie zu folgern:

Genie wird nicht geboren, sondern entsteht. Nicht die Anlage, die Leistung, auch nicht der Erfolg allein genügen, um ein Genie zu werden, sondern es muß etwas anderes hinzukommen, nämlich die Aufnahme bei der Gruppe, beim Volk, bei der Zeit, häufig einer späteren. Genie muß erlebt werden. Man müßte also weniger von Genie sprechen als von Geniewerdung, es ist ein extrem soziologischer Prozeß, der aber nichts zu tun hat mit einer metaphysischen und unklaren Reifung der Zeit für Persönlichkeiten und Ideen, es ist ein kollektivistisches Umformungsphänomen, am Ausgang steht die historische Figur und am Ende das Genie.

Seien wir zur Feier des Tages nicht allzu heikel und nehmen den „extrem soziologischen Prozeß“ für das, was er meint und ist: einen gesellschaftskundlich untersuchenswerten Ideologisierungsvorgang. Interessant scheint mir dabei vor allem, daß hier ein kollektiver Resonanzboden angesprochen wird, ohne dessen williges oder unfreiwilliges Mitschwingen auch die größte Begabung letzten Endes bei sich selbst bleibt. Fragt sich bloß, über Gottfried Benn hinaus und gleichwohl direkt auf ihn zu, wer wann was zum Schwingen bringt und inwieweit auch der von uns betrachtete Jubilar einem öffentlichen Interesse entgegenkommt.

Könnte es möglicherweise so sein, daß der große Mann, nachdem er in den Jahren zwischen 1948 und 1958 ziemlich einsam unsere heimische Hochpoesie repräsentiert hatte, um in dem kurzen Jahr fünf der bundesdeutschen Kulturrevolution beinahe vollkommen vergessen zu werden, heute aufs neue an den Nerv der wieder verwandelten Szene rührt? Könnte es vielleicht sogar heißen, daß jetzt, wo unsere konservativen Kirchenglocken gerade die

„Tendenzwende“ einläuten und das Bild des literarischen Gegenkönigs Brecht wie von ungefähr zu verblässen beginnt, der Name Benn zu einer brauchbaren Beschwörungsformel wird, zu einem ideologischen Antidot?

Den von uns vermuteten Beziehungszauber zu enträtseln, kommen wir um einen historischen Ausflug leider nicht herum. Es gab einmal, so muß man heute vermutlich schon wieder beginnen, es gab einmal eine märchenhafte Zeit, ein Säkulum, eine gesellschaftlich einschneidende Epoche, die glaubte, das ewige Leben gepachtet zu haben, und die sich selbst für unverbesserlich hielt. Es war eine Zeit ohne Vergangenheit (die sie verdrängte) und ohne Perspektiven in die Zukunft (um die sie sich nicht sorgte). Was ihre sozialökonomischen Fundamente anlangte, wähnte sie sich durch so stationäre Begriffe wie Wohlstand oder durch so ambivalente wie „soziale Marktwirtschaft“ widerspruchsfrei definiert; ihr Verhältnis im Raum schien endgültig und zweifelsfrei durch eiserne und Bambus-Vorhänge bestimmt; ihrem Erkenntnisvermögen waren rein methodologisch ziemlich enge Grenzen gesetzt: sie dachte in Blöcken; und wo das Blockdenken schon so in Mode geraten war, daß man es für ein Naturgesetz der geistigen Auseinandersetzung hielt, war es nur folgerichtig, daß eine Devise wie „Keine Experimente“ sich wie ein leibhaftiges „Prinzip Hoffnung“ ausnahm.

Es war eine Zeit, im Überschlagnamen, die von kritischen Unruhegeistern gern eine „Ruhestandsepoche“ geheißen wurde oder auch einfach „das Restauratorium“ und in der, um wieder gezielt auf ihn zurückzuführen, der Dichter Gottfried Benn den kulturellen Überbau mit nicht nur schlagenden, sondern auch haftenden und weiteres Verhaften verheißenden Stichworten belieferte. Sein erstes Gedichtbuch, mit dem er nach dem Zweiten Weltkrieg wieder Debüt machte, hieß bezeichnenderweise *Statische Gedichte*. Das war ein Titeletikett, das der Autor schon länger in der Reserve gehabt hatte und das eigentlich einer anderen, einer schauerlich bewegten Zeit als Affront und Widerstandsparole zugemünzt war.

Trotzdem war es gewiß kein Zufall, daß das Jahrzehnt zwischen 1948 und 1958 die Aufforderung, mit Würde auszuharren, als Stillhaltesignal verstand, beziehungsweise eine quietistische Einigelungsschiffre als Appell zum Ruhegeben. Schließlich stand der so betont auf Haltung achtende Titel ja auch nicht für sich allein. Statische Poesie, das hieß nach den Worten ihres Herrn und Autors immerhin: „Das Wort des Lyrikers vertritt keine Idee, vertritt keinen Gedanken und kein Ideal, es ist Existenz an sich“, und es hieß, in einer Anlehnung an Nietzsche, „Ästhetizismus, Isolationismus, Esoterismus – der Kranichzug der Geistigen über dem Volk“. Es hieß darüber hinaus aber auch Absage an Geschichte als eines überhaupt ernst zu nehmenden Erkenntnisgegenstandes, hieß Herunterwertung von gesellschaftlichen Druck- und Zugkräften zu bloßen Zufallserscheinungen, „weder gut noch böse, sondern rein phänomenal“, und es hieß („Ist Denken ernsthaft oder mit den Ohren wackeln?“) die hämische Verkettung jedes kritisch dialektischen Durchdringungsversuchs als Mückenseihen oder Beutelschneiderei.

Von den Verfehlungen des Zeitalters allgemein zu reden wäre billig, solange man nicht auch seine eigenen Verführbarkeiten mit in Rechnung stellt. Was war es eigentlich, so müßten wir heute wohl fragen, das auch uns damals junge und auf politische Veränderungen erpichte Intelligenzler an Gottfried Benn so

fesselte? Warum verfielen wir, und gerade wir, einem Denksystem, das mit unseren aufklärerischen und sozialreformerischen Ideen nicht das mindeste zu tun zu haben schien und das sowohl bei flüchtigem als auch bei näherem Hinsehen das krasse Gegenteil von den uns leitenden Hoffungsprinzipien darstellte?

Wenn ich versuche, so offen zu sein, wie es eigentlich keine Politik mehr erlaubt, fällt mir allerdings nichts Ungefälligeres als das „Prinzip Haß“ ein. Das klingt für keinen der Beteiligten eben vorteilhaft, und es läßt sich auch nur schwer mit dem Umriß des von uns porträtierten Statikers in Verbindung bringen. Die flache Zeichnung entspricht aber aufs genaueste der einseitig-tendenziösen Auswertung seitens der Konservativen unter seinen Verehrern, die mit methodischem Bedacht alle wirklich beunruhigenden Züge aus ihrem Bann-Bild zu tilgen suchten. Die ständige Denunziation von Unordnungsverhältnissen zum Beispiel, die sich um so wahrhafter ausnimmt, als sie das verwüstete bürgerliche Ich nicht bloß von außen zeigt. Aggressionen zum andern und Destruktionsgelüste, die ihre niedere Herkunft aus unverschmerzten Konkurrenzkampfniederlagen nie ganz zu leugnen vermögen.

Hinter einer allgemeinen Folie aus Weltschmerz, Daseinsekel und Bewußtseinsüberdruß lenken Haß und Verachtung immer wieder auf ein bürgerliches Glaubensgerüst zu, in dem Geschäftsmoral und Verwertbarkeitsgesinnung die tragenden Balken bilden. In einem „Prolog zu einem deutschen Dichterwettstreit“ aus dem Jahre 1922 wird gewissermaßen die Bilanz einer Nachkriegsprosperität, also auch einer sogenannten Wohlstandszeit gezogen:

*Die Massenjauche in den Massenkühlen,
die stinkt nicht mehr, die ist schon fortgetaut.
Die Börsenbullen und die Bänkeljulen,
die haben Deutschland wieder aufgebaut.
Der Jobber und die liederreichen Thulen,
zwei Ferkel, aus demselben Stall gesaut –
Streik? Doofe Bande! Eignes Licht im Haus!
Wer fixt per saldo kressen Schlager raus?*

*Avant! Die Hosen runter, smarte Geister,
an Spree und Jordan großer Samenfang!
Und dann das Onanat mit Demos-Kleister
versalbt zu flottem Nebbich mit Gesang.
Hoch der Familientisch! Und mixt auch dreister
den ganzen süßen Westen mittenmang –*

*Und aller Fluch der ganzen Kreatur
gequälten Seins in eure Appretur.*

Die beiden Strophen aus einem nennen wir es einmal „Zeitgedicht“ haben es in sich. Es sind keine Strophen zum Ausstellen, sondern die Luft anzuhalten. Obwohl sich das Unbehagen an der Gesellschaft vornehmlich als Unbehagen

im Kulturbetrieb zu erkennen gibt, bezeugt sich hier eine Unerbittlichkeit der Anschauung, die uns auch heute veranlassen könnte, den Blick noch einmal ganz neu auf den Dichter Gottfried Benn zu richten. Ich wiederhole: Unerbittlichkeit, Unversöhnlichkeit, Radikalität. Diese scheint zwar nur wenig mit jener „Radikalität“ zu tun zu haben, die heute allgemein mit Erlassen bedroht ist, sie kommt letzten Endes aber aus den gleichen Quellen her, das heißt: aus dem Leiden an einer Einkaufs- und Verkaufsgesellschaft, die jeden sittlichen Wert zur Ware herunterstempelt und in dem das Individuum nur noch als betriebskonformes Teilstück überleben kann.

Und noch etwas anderes gehört an dieser Stelle mit ins Bild. Wo ein Ich sein Bewußtsein nur noch als Entfremdungsschauer erlebt, ohne daß das Vertrauen auf dialektische Bewegungsprinzipien ihm einen gewissen Hoffnungsspielraum nach vorn eröffnete, dort flüchtet sich das gesteigerte Verlangen nach Anteilnahme und Zusammenhang gern in archaische und mythische, vielleicht sogar protozooische Einheitsvorstellungen.

Ich möchte es mir mit der Beurteilung dessen, was man gern einfach und abfällig „Regression“ nennt, allerdings nicht so leicht machen. Es ist ja schon die Dichtkunst selbst ein Rückfall – in magische Bindungs- und Gesellungspraktiken, die einem gnadenlosen Fortschrittskopf als reaktionäre Unerlaubtheit erscheinen müssen. Sie versetzt den des Gemeinschaftszaubers Bedürftigen mit musikalischen Agitationsmitteln in Schwebezustände, in denen seine Verelendung aufgehoben und seine sozialen Sehnsüchte im sympathetischen Mitschwingen abgefriedigt scheinen, und sie sucht, wo sie sich selbst sucht, oft genug nach solchen Gleichnisbildern des einenden Rausches oder der magischen Partizipation.

Solange wir das noch nicht für verboten halten, wollen wir lieber unserm Erstaunen Platz geben, daß bei einem so entschiedenen Bewußtseinslyriker wie Gottfried Benn doch eben nicht das Bewußtsein das letzte, das erlösende Wort behält. In verzweifelten Apostrophen („O daß wir unsere Ururahnen wären, ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor“, „O Nacht, ich nahm schon Kokain“) wird vielmehr eine Daseinstotalität beschworen, die, sei es im Abstieg in die Urmaterie oder im Abhub in den Drogenhimmel, im Ausbruch ins ethnologische *Outback* oder im Aufgehen im archaischen Kriegerkollektiv, nur immer wieder auf eine Zusammenhangssucht verweist, der alle Mittel recht sind, die soziale Dekomposition zu überwinden.

Das freilich scheinen mir Begehren oder Begierden, die uns so unbekannt gar nicht sein dürften und die sich auch nicht einfach in die rechte braune Ecke abdrängen lassen. Zum Beispiel diese Sehnsucht nach der seelisch unzertrennten Urhorde – haben wir sie nicht gerade eben noch in zahllosen Kommuneexperimenten wieder aufleben sehen? Beziehungsweise das „verlorene Ich, zersprengt in Stratosphären“, ist das etwa bloß ein literarisches Kunstprodukt, oder sind wir ihm nicht vielmehr schon häufig leibhaftig begegnet – als flattriger Randgruppenexistenz, die ihre letzte Hoffnung auf den Drogentotalisator setzt?

Aber es ist nicht nur dies. Selbst das Bedürfnis, als Individuum in der Masse zu verlöschen, sein Heil in Kutte und Uniform zu suchen oder seine Gemeinschaftsvorstellungen schon nur noch in ferne dritte Unschuldswelten zu verlagern, sie sind uns bekannt, geläufig, gegenwärtig – gegenwärtig wie

auch die Namen jener tragisch praktizierenden Romantiker, die einer kollektiven Utopie zuliebe ihre eigenen bürgerlichen Identitäten in Rauch und Qualm aufgehen ließen. Hätten sich diese, so möchte man heute fast sagen, hätten sie sich statt mit Bakunin und Blanqui doch lieber rechtzeitig und ausgiebig mit Gottfried Benn beschäftigt! Möglich, daß ihnen mit dem Blick für utopisch–mythische Daseinszusammenhänge gleichzeitig auch das Auge für ihre praktische Uneinlösbarkeit aufgegangen wäre und mit der Hoffnung auf eine *unio mystica* auch die entsagungsvolle Ahnung ihrer Irrealität.

Peter Rühmkorf, aus Heinz Friedrich (Hrsg.): *Kulturkatastrophe. Nachrufe auf das Abendland*, Verlag Hoffmann und Campe, 1979

Besuch bei Benn

Am gleichen Nachmittag war ich mit Peter Huchel verabredet. Er kam aus Karlshorst nach West–Berlin. Ein heißer Julitag muß es gewesen sein. Wir saßen auf dem Trottoir, an einem der Tische vor dem *Café Kranzler*. Fünfundzwanzig Jahre später erinnerte sich Huchel an jenes Zusammentreffen. Er sagte: „Sie kamen gerade von Benn. Ihre Augen leuchteten.“ Huchel hatte etwas behalten, was ich halb vergessen hatte – oder vielleicht so, wie es verlaufen war, vergessen wollte. Nun, da er’s bezeugt hatte, wurde auch mir der Besuch bei Benn wieder ganz gegenwärtig.

Damals, 1954, stand Benn im Licht seines zweiten Ruhms. Wir – ich meine viele andere in meinem Alter – verehrten und bewunderten ihn rückhaltlos. Wenn ich Gedichte interpretierte oder Gedichte anderer beurteilte, berief ich mich auf die „Probleme der Lyrik“. Es gab keine anziehendere Poetologie. Mir gefiel Benns Abneigung gegen das „Andichten“, gegen den „seraphischen Ton“, gegen die „billige Spekulation auf die Sentimentalität und Weichlichkeit des Lesers“. Meine Ausrufungszeichen an den Rändern der Erstausgabe halten meine Zustimmung von damals fest: „Der große Dichter aber ist ein großer Realist, sehr nahe den Wirklichkeiten.“ Und: „Aus allem kommen die unwägbaren Nuancen, die Valeurs, aus allem kommt das Gedicht“!

Benn war für mich und andere zudem der legendäre Expressionist, der noch unter den Lebenden weilte. Zwei Jahrzehnte vorher, als ich zu lesen begann, waren seine frühen Gedichte verboten. Ich hatte sie trotzdem entdeckt und hatte sie zu mir genommen wie stimulierende Drogen. Eigenartig waren sie, frech und frei und ganz gegensätzlich zu den Gedichten, die man damals schrieb und las. Noch war ich noch nicht so gut unterrichtet wie heute über das Verhalten der Dichter, die im „Reich“ verblieben waren, und der anderen Dichter, die das „Exil“ gewählt hatten. Benns eigene Rechtfertigung kannte ich aus dem *Doppelleben*, aber noch nicht den Zorn derer, die er enttäuscht, ja, verraten hatte. Noch kannte ich nicht jene blasphemische Antwort an Klaus Mann, die Hermann Kesten, wenn ich den Namen Benn aussprach, jedesmal mit bebender Stimme zitierte. So schob sich später ein Schatten über die helle Menschlichkeit Benns, die ich bei meinem Besuch erfahren hatte.

Ich hatte einen Rückhalt, den berühmten Dichter zu besuchen. Seit Februar 1954 war ich Mitherausgeber der neuen Zeitschrift *Akzente*. Walter Höllerer und ich, vor allem unser Verleger Dr. Hanser, wünschten es, auch berühmte Namen in den ersten Heften bringen zu können. Schon waren Georg Britting, Hermann Kasack, Wilhelm Lehmann gewonnen, auch Günter Eich, Geno Hartlaub, Karl Krolow und jüngere, die eben auffielen, wie Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Walter Höllerer und ich hatten uns die berühmten Autoren, die wir besuchen wollten, aufgeteilt. Er reiste zu Hans Arp, Hermann Hesse, Thomas Mann. Ich nach Hamburg zu Hans Henny Jahnn, Hans Erich Nossack, Günther Weisenborn und zu den Eltern von Wolfgang Borchert, die ich um unveröffentlichte Texte ihres Sohnes bat – und auch erhielt. Ich flog nach Berlin, um Benn aufzusuchen, und schon im voraus hatte ich Herzklopfen, wie ich ihn ansprechen und wie er mich empfangen würde. Weil ich in Kreuzberg übernachtete, bei den Eltern eines Freundes, die kein Telefon hatten, rief ich aus einem Postamt in der Nähe an. Benn selber war am Apparat. Von wo ich anrufe, fragte er. Ich nannte den Mehringdamm, ohne wissen zu können, was dieser Name verursachte. Es sei „schönes“, „echtes Berlin“, sagte er. Ob ich mich schon umgesehen hätte? Der Mehringdamm, das sei früher die Belle–Alliance–Straße gewesen, dort habe er seine erste Praxis unterhalten und gern da gelebt. Seine verklärte Erinnerung war so ausführlich, daß er am Ende fragen mußte, warum ich ihn anrufe. Ja, ich soll kommen, sagte er, gleich am Nachmittag, um 15 Uhr! Seine Erzählung, seine Stimme, seine Freundlichkeit hatten bewirkt: Meine Scheu war wie weggewischt. Mein Herzklopfen beruhigt.

An die Tafel „Haut– und Geschlechtskrankheiten“ erinnere ich mich. An Ledersessel, sogenannte Clubsessel, um einen runden Tisch. An den Blick aus dem Fenster auf einen Vorgarten und die Bozener Straße, wo man die Fußgänger auf und ab gehen sah. Tranken wir Tee oder Kaffee? Rauchte Benn seine „Juno“, ich meine „Reval“, damals die Lieblingsmarke? Auch jetzt ging es zunächst nicht um den Anlaß meines Besuchs. Benn wollte wissen, wer ich bin. Wie ich lebe? Wie ich den Krieg und die Gefangenschaft überstanden habe? Welchen Dienstgrad ich hatte? Ich genierte mich, meinen „Beruf“ zu erklären. Ich hatte ein Jahr vorher – mein Bruder hatte mir dazu verholfen – in einem Dorf zwischen Heidelberg und Schwetzingen ein Kino gepachtet. Aber gerade diese Existenz schien Benn zu imponieren. Er kam nicht los davon. Er fragte, wie hoch der Umsatz sei, wie viele Angestellte ich beschäftige, welche Filme ich spiele, und es amüsierte ihn, als ich ihm die Titel der damaligen „Heimatfilme“ nannte. Ich konnte ihm sagen, daß im Herbst mein erstes Buch erscheine, bei *Zsolnay* in Wien, ein Roman mit dem Titel *Eine Sache wie die Liebe*. Er wollte wissen, wie die Hauptgestalten hießen. „Robert und Margret“, sagte ich. „Ich werde ihn lesen“, sagte Benn, und er würde ihn nicht lesen, wenn ich andere Namen gewählt hätte; und er nannte Namen, die er in einem Roman nicht mochte, Cornelia und Dagmar, Oliver und Tom.

Nein, es war kein schwieriges Gespräch. Eine Unterhaltung. Frage und Antwort. Entgegenkommen von seiner Seite. Mehr als die wörtlichen Sätze habe ich den Tonfall behalten. Vau O Stomps hatte den gleichen Tonfall. Über Benns Gestalt oder sein Gesicht will ich mich von heute her nicht äußern, weil ich weiß, wie unzuverlässig die Erinnerung ist. Eine Fotografie vom September

1954 zeigt ihn, wie er damals, achtundsechzigjährig, aussah. Frau Ilse Benn ist auf der gleichen Fotografie zu sehen. Auch die helle Strähne, die ihr dunkles Haar durchzog, und die mich beeindruckte.

Nahm Frau Benn von Anfang an am Gespräch teil? Der Ruf nach der Cognacflasche ist fest in meiner Erinnerung. Als wollte er die Sympathie, die er mir schon bezeugt hatte, weitergeben, rief er ihr zu: Endlich ein junger Dichter, der einen Beruf hat, der nicht gleich nach dem ersten Buch als freier Schriftsteller leben will und anderen zur Last fällt. Das mußte mit Cognac begossen werden! Es war Zeit, aufzustehen, aber vorher den eigentlichen Wunsch vorzubringen: Einen Beitrag für die *Akzente* sollte er mir versprechen. Ich erzählte von den ersten Heften, auch von der ersten Schwierigkeit, die sich zwischen uns und unserem Verleger ergeben hatte. Walter Höllerer hatte ein Manuskript von Emil Strauß – einen Aufsatz über Aischylos – brüsk zurückgewiesen. Es wäre schade, meinte Benn, wenn unsere Zeitschrift, die gerade verheißungsvoll begonnen habe, einer Lappalie wegen ihr Erscheinen einstellen müsse. „Drucken Sie Emil Strauß!“ sagte er. Das war fast zuviel Großzügigkeit. Schließlich versprach er, ein Manuskript zu schicken, obgleich er den „*Merkur*–Leuten“ verpflichtet sei, Joachim Moras und Hans Paeschke, die ihn zuerst aufgefordert und gedruckt hätten.

Meinen Brief, in dem ich mich eine Woche später für den Besuch bei ihm bedankte, erwiderte Benn mit mehr Zustimmung, als ich erwarten konnte. Die Höflichkeit gefiel ihm. Er schrieb: „Ihr Besuch hat meine Frau und mich sehr erfreut (was wir durchaus nicht von allen Besuchen sagen können).“ Der Schlußsatz seines Briefes handelte von der Zeitschrift: „Ich werde immer für Ihre *Akzente* eintreten, wenn sich die Gelegenheit bietet.“

Den Beitrag, um den ich Benn gebeten hatte, schickte er am 22. Januar 1955, zusammen mit einem maschinengetippten Brief. Dabei lag das Gedicht „Verließ das Haus“, und ein paar Zeilen erklärten es: „Es ist kein tiefes und mystisches Gedicht, sondern das Gegenteil, eines mit einer sozialen Komponente, die bei mir eigentlich nicht vorkommt.“ Im gleichen Brief empfahl er Höllerer und mir das „Fräulein Dr. Astrid Claes in Köln–Lindenthal“. Sie habe bei Professor Alewyn promoviert und eine „ganz erstaunliche Arbeit 200 Seiten lang, äußerst klug und interessant“ über seine Gedichte geschrieben. Zudem habe die „junge Dame“ selber Gedichte verfaßt, die er nicht „avantgardistisch“, doch „sehr schön“ fände, und er lege sie gleich bei: „Der Delphin“, „The Raven“, „Die Ratte“.

Zu Anfang des Briefes war Benn auf meine Gedichte eingegangen, die gerade in der Zeitschrift *Merkur* veröffentlicht waren. Nochmals bekundete sein lebenswürdiges Urteil jene Sympathie, die er mir bei meinem Besuch entgegengebracht hatte. „Der junge Soldat“ gefiel ihm am besten: „Ich finde ‚Der junge Soldat‘ schlechthin gut.“ Ganz enthalten war Benn in einem anderen Satz des Briefes; der ironische Benn, der sich der fragwürdigen gegenseitigen Dienste, wie sie zur Literatur gehören, bewußt war. Er schrieb: „Literatur beruht auf Gegenseitigkeit.“

Ach für diesen Brief, sein Gedicht und die Gedichte von Astrid Claes habe ich mich bedankt. Ich schrieb zum Schluß: keine Antwort sei nötig. Ich wußte – auch davon hatte er gesprochen und später war es in den Briefen an F.W. Oelze zu lesen –, wie er litt unter der Korrespondenz, die ihm die Zeit stahl. In

seinem Brief an Walter Höllerer bestellte er Grüße an mich, und wenn ich Marguerite Schlüter am *Limes*-Stand auf der Buchmesse besuchte, hörte ich, Benn habe nach mir gefragt. Noch diese Woche erreichten mich Grüße von Frau Ilse Benn; auch sie hat sich nochmals an jenen schon weit zurückliegenden Besuch erinnert.

Hans Bender, Sprache im technischen Zeitalter, Heft 84, 1982

Doppellebenartistik

Pfingsten 56, Student in Münster. Wir lagen im Gras auf den Aasee-Wiesen, lasen in einem hellblauen Leinenband, eben erschienen, Benn, *Gesammelte Gedichte*, wir lasen einander vor, redeten darüber, sahen ins Blau, das zwar nicht thyrrenisch, aber doch *frevelhaft* schien, lasen wieder, ein jeder für sich, monologisch und weil moderne Lyrik gedruckte Lyrik ist, Ordnung der Zeilen und Lettern auf weißem Grund; weiß war auch unser Jahrgang, Flakhelfer und Pimpf hatten ihren Bedarf an Geschichte gestillt, vorerst; wir fühlten uns als Intellektuelle, bereit für den Lebenslauf eines Intellektualisten, und unsere Benn-Faszination, die an die Stelle dessen getreten war, was man uns als Begeisterung verschrieben hatte, hinderte uns nicht, die politischen Irrtümer Benns zu erkennen; wir glaubten ja, eben noch Kinder, unsere eigenen Irrtümer, so es sie gab, revidieren zu müssen; da wir geirrt hatten, verziehen wir Benn sein Verhalten 1933 und selbst seinen Brief an Klaus Mann; wir waren keine Richter, vorsichtig gesprochen: noch nicht. Wofern wir nicht im Gras lagen und Benn lasen, sondern standen, standen wir links. Dort konnte man damals noch stehen. Links wo das Herz ist, und da unser Herz für Benn schlug, stand er – für uns! – auch links. Wir fragten (in einer Studentenzeitschrift mit dem Underdog-Titel *david*) uns und die Linke nach dem Geist: „der geist steht links. aber hat die linke geist?“ (Alles kleingeschrieben, aus Protest). Der Geist *stand*, nein er *bewegte* sich links. Jahre zuvor, bei den *Ruhrfestspielen* in Recklinghausen, hatte ich auf einem Büchertisch ein Buch entdeckt und lange darin gelesen und mich von der *trunkenen Flut* dieser Verse wegschütten lassen. Auch das war revolutionäre Bewegung, und selbst die *Statischen Gedichte* gehörten dazu. Wir alliterierten ganz geläufig *Benn-und-Brecht* und hatten mit der Integration solcher Widersprüche keine Schwierigkeiten. Damals, in der Kampf-dem-Atomtod-Bewegung, Ulrike Meinhof mit Megaphon auf dem Hindenburgplatz in Münster, lief das noch miteinander; lief in dem ebenso konkreten wie diffusen Sinn des Wortes, SDS- und Sympathisantenminderheit gegen CDU und klerikale Provinz. Erst die Folgezeit, die Erfahrung der Vergeblichkeit des Protests die Zerstreuung in Berufe und Milieus konfrontierte uns mit der Realität und mit einem anderen Begriff von *Doppelleben*. Sie veränderte unser Verhältnis zu Benn. Ich sag noch „wir“ und „uns“ und rede von einer Fiktion, die spätestens in diesem Moment zerfiel, da jeder einzelne aus seiner studentischen Präexistenz heraustreten mußte. „Eine Wirklichkeit ist nicht

vonnöten“, wie lange ließ sich dieser Vers noch nachsprechen? Auch den, der es tat, holte sie ein; unmerklich oder hinterrücks, oft weniger schäbig als befürchtet, aber auch der Kontrast dazu, die schöpferische Transzendenz fiel weniger glorios aus als erwartet oder kam gar nicht mehr zustande. Doppelleben – das war nicht mehr ästhetisch interpretiertes Modell, Mythos des Mannes aus der Bozener Straße, Ordinations- und Schreibtisch in einem, Schreiben, ermöglicht „durch Fortschieben der Massen mit Hilfe der Ellenbogen“ – die Massen ließen sich nicht so einfach fortschieben, Doppelleben war eine unvermutete reale Notwendigkeit geworden mit Nöten und Nötigungen, wie man sie nicht erträumt hatte, Brotberuf und Einehe, wovor Benn gewarnt hatte – aber auch ein Test auf den Traum, dem man doch folgen wollte *usque ad finem*.

Benn das Idol. Ich hatte ihm keine Ansichtskarte geschickt, ich mußte ihm keinen Abschiedsbrief schreiben; und muß es heute nicht. Ich mußte keine Revolte nachholen, jedenfalls keine gegen den Artisten oder den „Faschisten“ G. B.: seine Skepsis hatte mir immer eher eingeleuchtet als seine Euphorie. Schreiben blieb mir wichtig, aber ich gewöhnte mir an, dieses Tun nicht mehr so sehr zu belasten. Schon Benn hatte sich ja über den Herrn mit Zylinder und Gehrock mokiert, der sich mit Max Dauthendey über einige Punkte und Kommas unterhalten wollte, die in einem Gedicht vermieden werden sollten. Das *Café Bauer*, Februar 1893, war weit, und auch die Bozener Straße rückte mehr und mehr in Distanz. Ein anderer Schreibtisch kam mir in den Blick, aber war's nicht der gleiche? „Die Schreibmaschine stand im Schreibtisch meiner Praxis bereit. Ich brauchte nur die Platte herauszuziehen, auf der sie befestigt war, und schon konnte ich mich an die Arbeit machen. Ich schrieb, so schnell ich nur konnte. Mitten im Satz kam oft ein Patient zur Tür herein...“ Das wäre eine etwas modifizierte Vorstellung von Doppelleben, die flinke und pragmatische Attitüde W.C. Williams', und man könnte die Übergänge von der formstillen Statik zur snapshot-Technik in der westdeutschen Lyrik an Beispielen dieser beiden Doppelleben-Artisten aufweisen. W.C. Williams, ein Benn ohne Nietzsche-Hintergrund, eine entlastete und entlastende Figur. Amerika, du hast es besser – aber die Pflaumen im Eisschrank reichten nicht als Dauerproviant, und Mythos bleibt Mythos, wie ähnlich oder verschieden die Hinterhöfe in Schöneberg oder Rutherford sein mögen. Mich hat diese Mythe vom Doppelleben daran gehindert, Schriftsteller im Hauptberuf zu werden, und die beiden schreibenden Ärzte sind mir immer als die freieren Schriftsteller vorgekommen.

G. B. – der Entlastete. Nein, um Mißverständnisse zu vermeiden, es soll nicht ein verspätetes Entnazifizierungsverfahren nachgeholt, eine ebenso verspätete Rechtfertigung von Ästhetizismus, Formalismus, Artistentum oder ähnlichem versucht werden. Benn, nach reichlich 25 Jahren, könnte endlich in eine andere Perspektive rücken: sämtliche anhängige Verfahren sind verjährt. Aber nicht das sogenannte Bleibende, die berühmten 5 oder 6 Gedichte mit Ewigkeitskarat möchte ich ins Auge fassen, sondern eine Stelle, die mir in den Jahren seit 68 immer wieder aktuell erschien und, das vorangehende „Ecce historia“ abgerechnet, von bemerkenswerter Nüchternheit:

Ja, es scheint mir geradezu angebracht, nach den zehn Jahren, die wir hinter uns haben, und nach allem, was man aus Rußland hört, dem einmal ins Gesicht zu sehen: dem Typischen des proletarischen Prozesses, der Immanenz des revolutionären Schocks, dem reinen Umschichtungscharakter der neuen Machtlage bei gleichgebliebener imperialistischer und kapitalistischer Tendenz. Aber dazu gehört natürlich mehr Mut, als den Nachklängen der Französischen Revolution zu lauschen, sich mit den Spätfarben des Darwinismus zu drapieren, die Zukunft zu belasten und Träume zu beschwören, die doch andere verwirklichen sollen. Denn die Herren, von denen wir ausgingen, die schreiben doch höchstens Hymnen und Feuilletons, die Visage hinhalten, wenn es losginge, das müßten doch die Trimmer, die Kumpels, die Proleten, während jene die Anfeuerung besorgten aus ihren Etagenwohnungen oder ihrem Luftkurort.

1930 in der *Literarischen Welt*. Argumente aus einem Rundfunkdialog, wobei das Dialogische den Rechtfertigungscharakter der Bennschen Thesen nur noch betont und das Ich dem andern Ich entgegenhält: „Artistik“ – „Nein, Moral“. Zu dieser Moral, einer artistischen wie meta-artistischen, gehört der Verzicht auf Anmaßung und Tribunalisierung, auf jene Tribunalisierung, die westdeutsche „progressive“ Intellektuelle in den vergangenen Jahren oft zu ihrem Hauptgeschäft machten.

Odo Marquard hat die Geschichtsphilosophie als „Vollendung der Theodizee“ interpretiert; Gottes Unschuld beruht in seiner Nichtexistenz. Vor dem Tribunal der Geschichtsphilosophie, der Erbin der Theologie, wurde der Mensch zum absoluten Angeklagten und, eben wegen Nicht-Existenz Gottes, zum absoluten Ankläger. Benn hat den Selbstbetrug, zu dem der Mensch unter Rechtfertigungsdruck neigt, entlarvt – vielleicht aus Theologie, als jemand, der „Hirnhund“ ist, „schwer mit Gott behangen“. Die eigene Entlastung hat Benn sich – wenn man so formulieren darf – nicht eben leicht gemacht. Viele seiner Texte sind Rechtfertigungen des Schönen. Andere sind schön. „Gott ist ein schlechtes Stilprinzip“ und „Ecce historia“ – wie groß war der Legitimationszwang dieses von Theologie und Geschichte Geschlagenen, daß er ihn nur als Doppelleben aushalten konnte?

*„Du mußt dich doch errichten
empor und hochgesinnt!“
„Ich erfülle meine Pflichten,
wo sie vorhanden sind.“
(Destille III)*

Harald Hartung, 1983, aus: Bruno Hillebrand (Hrsg.): *Über Gottfried Benn. Kritische Stimmen 1957–1986*, S. Fischer Verlag, 1987

Ein Wort zu Benn und zwei zur Sache

Es sind schon viel zu viele „Ismen“ über diesen Dichter gestülpt worden wie Schandmasken im „Herbst des Mittelalters“ über Delinquenten, als daß es

noch einen Sinn hätte, einmal mehr den Stab über ihn zu brechen. Ich will und kann all dem nichts mehr hinzufügen. Im Gegenteil: Es kommt heute eher darauf an, statt der Divergenz die Gegenposition herauszuarbeiten, die Berührungspunkte zu erkennen, die Kontaktstellen. Im Zeitalter der Angst und der Ideologie scheinen unsere eigenen gegenwärtigen moralischen Positionen nicht mehr so sicher, wie dies noch vor fünfzig Jahren der Fall gewesen sein mochte. Damit will ich nichts entschuldigen, nichts reinwaschen oder verwischen, sondern nur zu klären suchen, was uns zwanghaft in Irrtümer führt.

Schuldig zu werden ist leicht. Es bedarf dazu nichts als der Sehnsucht nach Gerechtigkeit, nach einem Aufschwung des Lebens, nach gesellschaftlichem Einklang, nach Harmonie – und schon ist man dem Teufel des Terrors verfallen. Denn unsere Sehnsüchte und Wünsche sind nie zu verwirklichen, jedenfalls nicht ohne Anwendung von Gewalt, welche sogleich unsere guten und besten Absichten in ihr Gegenteil verwandelt. Dennoch sind wir, als litten wir durch unsere mangelhafte biologische Ausstattung an permanentem Gedächtnisverlust, stets aufs neue bereit, unsere Träume zu verwirklichen. Freilich wird die Realisierung zum Alptraum.

Daß Gottfried Benn 1933 dermaßen irren konnte, mag nur den wundern, der niemals in Versuchung geführt worden ist oder der dank seiner Herkunft, seines Glaubens, seines historischen oder sozialen Außenseitertums gegen derartige „Glücksverheissungen“ resistent gewesen ist. (Beiläufig, erinnert sei hier an den Antisemitismus Thomas Manns, der die Entfernung deutscher Bürger jüdischen Glaubens aus ihren Ämtern für lobenswert hielt – und hier hat es sich um jemand gehandelt, dem nicht täglich das Elend und die Not begegneten; für welche selbst die gewaltsamste Therapie annehmbar erschien!)

Aber wir wollen nichts aufrechnen.

Ein Dichter wie Benn, der so absolut außerhalb des Kulturbetriebes stand, ein radikaler Einzelgänger, mußte um so leichter zu Irrtum und Fehlverhalten disponiert sein, als einer, dem eine Gruppe gleichgesinnter, die Beziehung zu anderen Autoren, ein Korrektiv zu liefern in der Lage war. Aber selbst solche Beziehungsträchtigkeit bietet noch lange keine Garantie gegen politische und ideologische Blindheit. Wir wissen ja, wie ganze Scharen von Schriftstellern und Künstlern versagten – lange nach Benn und zu einer Zeit, da man den eigenen Traum mit dem daraus entspringenden Terror kaum noch verwechseln konnte. War das Schicksal anderer deutscher Autoren nicht dem Benns ähnlich – nur mit anderen Vorzeichen? Sind nicht viele andere Intellektuelle einem Glauben erlegen, dessen Praxis zu eben diesem Glauben in einem ungeheuerlichen Widerspruch stand, und haben sie nicht über Jahrzehnte hinweg versucht, diesen Widerspruch zu ignorieren, bis sie entweder daran geistig erloschen oder zur verspäteten Einsicht in ihre Illusion gelangten?

Jede Zeit erkennt ihre Vorläufer auf andere Weise. Heute liest man die Klassiker anders als gestern, morgen wird man sie wieder anders verstehen. Insofern bietet die Figur Gottfried Benns uns einen anderen Aspekt, als sie das für ihre Zeitgenossen getan hat, die ihrer eigenen Verstricktheit in Ideologien und Machtspiele nicht gewahr wurden und gar nicht gewahr werden wollten.

Jetzt jedoch, da die großen Ideen rapide an Überzeugungskraft verloren haben, wird ersichtlich, inwieweit wir selber von ihnen besessen waren wie von einer überwältigenden Passion, die ihr Objekt nach Maßgabe der Leidenschaftlichkeit bildet und die reale Erscheinungsweise übersieht. Aus solchem Umstand entstand ein neues Interesse an Benn auch in der DDR, wo dessen „Fall“ in mancher Hinsicht geradezu paradigmatisch erscheinen mußte. Die Lehre des Schweigens nach der lauten Zustimmung: Fragloses Akzeptieren der Notwendigkeit einer Eschatologie, einer menschheitlichen Zielsetzung, die bald zu nichts anderem mehr taugte als zur Entschuldigung der Untaten. Die Erkenntnis, nicht das Glück der Welt gefördert zu haben, sondern nur das falsche Bewußtsein, kam spät, für viele, die unter diesen Imperativ ihr Werk gestellt, sogar zu spät. Doch mit Erkenntnissen dieser Art entstand wie von selbst ein neuartiges Interesse an literatur-politischen Analogien: Das reichte von Kleist bis eben zu Gottfried Benn, an dem das warnende Beispiel zu übersehen nur heißt, die intellektuelle Unterwerfung unter herrschaftspolitisch praktikable Prinzipien fortzusetzen.

Bedeutet solche Abwendung von allen Idealen nicht einen reinen Voluntarismus? Prinzipienlosigkeit? Indolenz? Gar von der Vernunft hin zur Irrationalität?

Mir scheint vielmehr, humanes Handeln und künstlerische Reflexion im Zeitalter alles durchdringender Inhumanität bedarf nicht länger der Legitimation durch ein pseudo-wissenschaftlich oder religiös begründetes Ethos, das sich aus Rassen- oder Klassen- oder Gruppenbeziehungen herleitet. Unsere Erfahrung besteht darin, daß wir die Pervertierung jener „höheren Moral“ erlebt und teilweise auch erlitten haben, die in unserer Epoche den Folterern und Mördern aller Couleur das gute Gewissen geliefert hat.

Nein – keine Ideale mehr. Nie wieder und von keiner Sorte!

Sie entziehen einem unbemerkt die Fähigkeit zur Differenzierung, und doch verdient keine andere mit mehr Recht die positiv gemeinte Bezeichnung „menschlich“. Diese Fähigkeit ist der einzige Nachweis unserer Entwicklungsmöglichkeit.

Schwarz oder weiß ist keine Alternative; wenigstens das sollte der Affäre Benn zu entnehmen sein.

Günter Kunert, aus: Bruno Hillebrand: *Über Gottfried Benn. Kritische Stimmen 1957–1986*. S. Fischer Verlag, 1987

Gottfried Benn

Gottfried Benn, einer der wenigen Bedeutsamen, denen es gelang, die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts lebend zu erreichen, der Einzelgänger von damals, dem im Nachkriegsdeutschland ein Comeback von gewisser Breite und unangefochtener Solidität zuteil wurde, steht im Begriff, Schule und Mode zu machen. Nachdem die ersten Nachkriegsjahre ihn vernachlässigt hatten,

weil sie eher einer moraltendenziösen Bekehrungsliteratur die nötigen psychologischen: und soziologischen Grundlagen boten, auch weil sie nicht fähig waren zu einem Nihilismus, der wesentlich durch das Erscheinungsbild wirtschaftlicher Prosperität bestimmt worden war –, nachdem diese Zeit, in der der Benn-Typus nichts zu suchen und nicht viel zu sagen hatte, ihren Abschluß gefunden, ohne durch die Wiedergeburt von Wohlleben und ökonomischer Stabilität ein tragfähiges Absprungbrett für einen neuen Fortschrittsgeist gewonnen zu haben, rief sie folgerichtig die Köpfe wieder an, die schon einmal ähnliche Situationen denkerisch und formulierend angegangen waren. Eins aber darf bei einer soziologischen Betrachtung nicht außer acht gelassen werden. Daß nämlich Benn mit dem Abflauen der Entnazifizierung für gewisse Kreise Rechtsintellektueller, die wieder hoch und nach vorne wollten, einen Träger verschiedener potentieller Werte bedeutete: hier war einer, der den Nationalsozialismus mitgemacht hatte wie sie, dem aber trotzdem eine höhere überaktuelle Integrität zu eigen war (wie ihnen), eine Art Zwitter aus gefallenem Engel und aufsteigendem Stern, der nicht an ihrer Vergangenheit herumnörgelte wie die unbequemen Emigranten, ein Mann von unleugbarem Format also, der an ihren Verfehlungen teilhatte: der sitzt mit uns in einem Boot, den schieben wir vor.

Dies sehen und einschätzen, heißt freilich nicht, dem Mann den Respekt verweigern und ihm den künstlerischen Rang madig machen. Es heißt nur, die Vorbedingungen eines Ruhmes kritisch anzuleuchten, denn im Augenblick steht einer objektiven Wertung und Analyse viel eher die Unantastbarkeit eines Namens als der Makel einer weniger erfreulichen Vergangenheit im Wege.

Benn gehörte zu den vielzitierten großen alten Männern der deutschen Literatur, sein Name stand an erster Stelle der 57er Nobelpreisvorschläge, der kleine, lokale Ruhm hatte sich zur Weltberühmtheit ausgeweitet, der späte Benn hatte die Aufmerksamkeit erregt, die dem jungen zu provozieren anscheinend nicht gegeben war.

Warum nicht? Gretchenfrage! Sicher gab erst das Spätwerk Anlaß zur Preiskrönung. Das lassen Sie uns untersuchen. Bietet das Alterswerk formale Neuigkeiten, neue Gedanken, Themen, Motive? Keineswegs. Schon das lyrische Frühwerk bietet in nuce, was der alte Herr dreißig Jahre später, luftiger und leichtflüssiger, bei *Limes* publiziert. Es sind noch die gleichen Vokabeln, mit denen er in der Jugend seine Gedichte ausstaffierte, also: die Leere, das gezeichnete Ich, zerfallendes Quartär, Art und Rasse, Fluten, Blut und Traum, Abgesänge, Tristesse, Ur und Gen und Sibelius' Finnenlied. Dann die Lieblingsblumen: Flieder, Astern und vor allem Rosen: Rosen fuderweise. Geballte Ladungen? – kaum noch. Im großen und ganzen treibt man Variation, die Karten werden neu gemischt, die Spielregeln liegen fest. Ähnliches gilt für Essay und Rede.

Lesen Sie doch die „Probleme der Lyrik“ und dann die alten kolossalen Dinge: „Urgesicht“, „Das Genieproblem“, „Nach dem Nihilismus“, „Saison“ – da sind die PdL doch nur unwesentliche Abwandlung und Selbstzitat. Keine neuen griffigen Formeln, keine Erkenntnisbereicherung, eher so etwas wie allgemeinfäßliche Poetik für die reifere Jugend, pädagogisch popularisiert. Etwas sehr Nützliches dort, wo man von Expressionismus und Ausdruck

keinen Schimmer hat, frisch und fotogen geboten, aber mit den epochemachenden Würfeln der Jugend verglichen doch wohl einigermaßen abfallend.

„Altern als Problem für Künstler?“, die Frage hat Benn selbst gestellt, und sein Ergebnis hieß: „Versucht man sich darüber zu orientieren, bekommt man keinen einheitlichen Eindruck.“ Das mag stimmen, für den Bennschen Personalstil und seine Wandlung läßt sich dennoch einiges fixieren. Gottfried Benn, das zuvor, gehört zu jener Generation moderner Ausdruckskünstler, die ihren Stil weniger aus dem Zwerchfell heraus entwickelte, als in hirner Retorte synthetisierte. Bewußtseinsbelichtung und Experimentalformalismus markierten die Situation. Stil entstand nicht mehr, brach auf oder war da, Stil wurde gemacht. Die Symptome waren bei unterschiedlichsten Temperamenten und Gesinnungen analog: man reflektierte Naivitäten und Ursprünglichkeiten, die man selbst nicht mehr aufbrachte, man begeisterte sich an Negerplastiken und bäuerlicher Hinterglasmalerei, man entdeckte die Primitiven–Lyrik und die Kinderzeichnung: man ging auf alle möglichen archaischen Anregungen zurück und machte bislang völlig unerkannte Reize für die moderne Kunst wieder flott. Parodie, Ironie, Montage und Artistik wurden die beherrschenden Techniken. Brecht parodierte das Kirchenlied und die Oper, Thomas Mann den klassischen Roman, Hasenclever ironisierte und aktualisierte die griechische Mythologie, Tatlin lehrte Maschinenkunst. Anderswo begann die Lyrik raffiniert zu stammeln, die überkommene Grammatik wurde angetrümmer oder völlig über den Haufen geworfen, Traum und Paranoia wurden von den Surrealisten als ernst zu nehmende Offenbarungsquellen entdeckt. Benn, neben anderen, montierte Umgangssprachliches in seine Strophen ein, oft genormten Kitsch, sprachliche Fertigware, Fach- und Beamtenwelsch, korrumpiertes Pressedeutsch, Annoncentexte.

*Nach Arbeitstagen
wenn der Sonntag naht,
sollst du dich tragen
in den Forst der Stadt,
die Massenglücke
sind schon tränennah,
bald ist die Lücke
für die Trance da.*

Das ist Zynismus reinster Galle, der Sonnabendabend, der Forst, das Glück, die Tränen, die bürgerliche Seeleninstallation: alles in die Strophe einbezogen, die Entlarvung des Kitsches durch den Überkitsch. Das Motiv taucht später, scheinbar ähnlich, wieder auf.

*Ach hin zu deinem Munde,
du Tag vor Feiertag,
Sonnabendrosenstunde,
da man noch hoffen mag!*

Noch Parodie des Kitsches? Nun, man fragt sich. Sicher aber nur noch spurenweise nachweisbar, denn die Rosenseligkeit ist für Benn fast durch die Bank und durch die Bücher eine sehr sehr echte Regung. Schließlich braucht man nur einen Blick auf die nächste Strophe zu werfen, um zu erahnen, wie ernst es hier einer nimmt.

*Der Fächer noch geschlossen,
das Horn noch nicht geleert,
das Licht noch nicht verflossen,
die Lust noch nicht gewährt!*

Nein, bei den Rosen bezieht Gottfried Benn seine „Wallungswerte“, und in Rosennähe werden ihm Gehirn und Knie weich, wir haben nicht den geringsten Anlaß, einen Ausdruck wie „Sonabendrosenstunde“ ironisch zu nehmen – so wenig wie die Formulierung „Rosenmöwenlied“. Dabei liegt der Jammer ja gar nicht bei dem edlen Gewächs als solchem. Die Pflanze ist nach wie vor auf dem Boden der Poesie anzusiedeln, auch Benn hat gute Strophen damit bestückt, aber es sind doch immerhin sehr gefährliche Blumen, vielleicht die gefährlichsten: wer sie nicht in die geeignete sprachliche Umgebung zu setzen fähig ist, dem stehen sie an wie Oblaten aus dem Poesiealbum. Was halten Sie beispielsweise von einer „Schale später Rosen“? Schale späte Rosen des späten Benn. Und hatte früher einmal gedichtet „Rosengefälle“, und das in solcher Strophe:

*Monde fallen, die Blüte
fällt im Schauer des Spät,
Nebel am Haupt die Mythe
Siegenden Manns vergeht,
tief im Rosengefälle
wird nur Verwehtes beschenkt,
während die Ewige Stelle
trostlos die Stirne senkt.*

Das sind allerdings Rosen aus Laurins Garten, meine Damen und Herren, am Wörthersee gewachsen aber scheinen mir die folgenden:

*Wenn erst die Rosen verrinnen
aus Vasen oder am Strauch
und ihr Entblättern beginnen,
fallen die Tränen auch.*

Erinnerungsworte an deinen Mitkonfirmanden Gottfried B. ...? Immerhin „die Lücke für die Trance“: was der Masse an Glück nicht ansteht, darf dem lyrischen Ich heut mal billig sein; bzw. mit einem Wort aus dem „Ptolemäer“ von 1947: „Der Künstler ist der einzige, der mit den Dingen fertig wird.“

Leslie Meiers (d.i. Peter Rühmkorfs) Lyrik–Schlachthof, aus: Bruno Hillebrand: *Über Gottfried Benn. Kritische Stimmen 1957–1986*, S. Fischer Verlag, 1987

Zwiespältiger Benn

An einem hellen Tag des Sommers 1934 ging ich in München von der Kaulbachstraße zur Veterinärstraße und sah an der Ecke ins Schaufenster jener Buchhandlung hinein, die damals dort zu finden war. Inmitten anderer Bücher, an die ich mich nicht mehr erinnere, lag Gottfried Benn: *Der neue Staat und die Intellektuellen*, ein Titel, der mich verwunderte.

Als ich dann in der Buchhandlung den Band durchblätterte, merkte ich, daß sein Verfasser fasziniert von Macht und Roheit war, die der „Neue Staat“ praktizierte. Sie erschienen ihm als Erlösung aus Zweifelsucht und Verstandeskälte. Wie sich alles verhielt, was er empfand, wie es in ihm zusammengeronnen war zu einem Gefühlsgemisch, das nietzschehaft und spenglerisch anmutete, davon wußte ich nichts; erinnerte mich aber, daß ein Jahr zuvor eben jener Spengler *Jahre der Entscheidung* veröffentlicht hatte, ein Buch, von dem gesagt wurde, es sei gewissermaßen kühn. Über Benn aber dachte ich: hat's der nötig, sich bei denen anzubiedern? Es kam mir vor, als hätte ihn eine trübe Gefühlsüberschwemmung aus Angst und Ratlosigkeit heimgesucht.

Das Buch ließ ich in der Buchhandlung liegen. Zum ersten mal streifte mich eine Ahnung, wie bedeutungslos Gedrucktes sein konnte. Entscheidungen wurden nur im Zeitenschoße vorbereitet, und was der gebar... Aber lassen wir's beiseite.

Im nachhinein ist jeder klug, und daß Benn kurze Zeit jenem Phantom gehuldigt hat, das man „Zeitstimmung“ nennt, sollte auch ihm zugebilligt werden.

Wenig später lernte ich bei Georg von der Vring einen Schriftsteller namens Schmidt kennen, der als Deutscher in der Schweiz lebte. Beneidenswerter Mann... dachte ich und hörte ihn in Stuttgart vor einem Zeitungskiosk sagen, was Thomas Mann gemacht habe, das gälte heute nicht mehr. Und er zitierte den Anfang von *Der Tod in Venedig*, machte eine weite Armbewegung und deutete an, wie die Sätze sozusagen rollten. Er erzählte, daß er zu Haus für seinen eigenen Roman viele beschriebene Zettel liegen habe, und ich erinnerte mich, bei von der Vring ein Gedicht Schmidts gelesen zu haben, das aus Strophen mit acht Versen gemacht war. Sie reimten sich im a–b–Schema und demonstrierten eine Art trunkenen Gesangs.

„Das ist Benn... Für den ist Benn der große Meister... Aber, wenn Sie so loslegen wie der, dann können Sie endlos weitermachen“, sagte Vring, was ich bezweifelte, weil mir eine solche Form unhandlich erschien. Gedichte dieser Art kamen mir wie belastet mit Vorstellungen aus essayistischer Lektüre vor und erinnerten mich an philosophisch anspruchsvolle Werke, denen meine Fassungskraft nicht gewachsen war. Solche Gedichte hatten für mich auch damals eine Art rauschhaften Zaubers, obwohl davon in meinen Versen nichts zu spüren war.

Auch heute überlasse ich mich zuweilen Benns Klang- und Bilderreizen und weiß, daß sie eine Grenze berühren, an der weniger selbstkritische Talente ins Unverbindliche oder Viktor-von-Scheffelhafte abrutschen können: „Lorbeer, Marmor, Pylone, / Gordon und Prinz Eugen, / Goldene Städte, Zione -: / thanatogen.“

Solche assoziationsbeladenen Verkürzungen reißen den Leser sozusagen hin und können an Bildschärfe gewinnen, wenn sie sich Konkretem zuwenden: „Palmen an Syrten, an Küsten / königlich hoch und rein – / doch dann wandern die Wüsten / in Palmyra ein.“

Allerdings wird auch hier das deutlich, was sozusagen undemokratisch anmutet, denn heutzutage läßt kein Kollege mehr Palmen „königlich hoch und rein“ sein, obwohl dieses Gedicht von 1941 Ausblicke öffnet, die dem nahe kommen, was „Wahrheit“ genannt wird:

*Überblickt man die Jahre,
ewig wühlende Flut
und die dunkle Barke, die Bahre
mit Helden, Heeren und Blut,
Und die Sonnen- und Wasseruhren
schatten und rinnen es ein:
alles deine Figuren,
Kabbala, Schwarzer Stein.*

Das Gedicht steht im Nachlaßband *Primäre Tage*, gehört so zu den Versen, die er zurückhielt, wie die „Olympische Hymne“ von 1934. Sie wurde ihm nach dem Krieg von jungen Kollegen verübelt, die politisch reingewaschen dastanden.

Im Nachlaßband ist auch das Gedicht „Der Gedanke“ mit sogenannten Parlando-Versen zu finden, die nüchtern und bitter sind:

*Oder die Wissenschaft
so eingleisig
ganz aus angelsächsischem Material –
Oder die Essaywelt, einer webt den anderen ein
unter Aufsicht der Gewerkschaft.*

Hier sind Ironie und Zynismus am Werk. Sie kommen nie ohne schmerzhaftes Mitgefühl zu Wort, und dies halte ich für bezeichnend, weshalb mir Benn nicht als so etwas wie ein „zersetzender Geist“ erscheint. Drum wundere ich mich auch nicht über seinen Hinweis:

Nihilismus ist für mich ein Wort, das klingt aus einer dummen, aschigen Welt herauf, die ich vielleicht einmal „mit“ einem Blick traf, aber gar nicht kenne. Eine dumpfe, unerwiderbare Welt, während ich jederzeit erwidert habe. Die Erwiderung – das ist es ja wohl.

Die Erwiderung also, das Reagieren auf Anrufe, das als Hilfeleistung verstanden wird. Wohl wie damals beim Kapp-Putsch, als in Berlin der Doktor

Benn als einziger bereit war, Verwundeten beizustehen. Oder im Sinn jener Aufforderung, die in den Versen zusammengefaßt wird:

*Kommt, reden wir zusammen,
wer redet ist nicht tot.
Es züngeln doch die Flammen
schon sehr um unsre Not.*

Vielleicht bringe ich hier außerliterarische Gesichtspunkte ins Spiel, meine aber, ohne Hinweise auf gewisse Verhaltensweisen, auch im alltäglichen Bezirk, könne nicht deutlich gemacht werden, wie mir Gottfried Benn erscheint, wahrscheinlich weil Literarisches ohne Persönliches leblos bleibt. Daß Benn seine Gedichte gleichzeitig in freien Rhythmen und metrisch gebundenen Versen abfaßte, dürfte heutzutage nur dem strengen Bewußtsein kniffliger Beckmesser zuwiderlaufen, die, beispielsweise in den fünfziger Jahren, von seinen metrisch gebundenen Gedichten sagten, das sei ja der reine Geibel. Kurios, der Versuch, Benn damit auf die Epigonenseite abzudrängen, ohne zu merken, daß seine strenge Form der allgemeinen Zerstörung widerstehen wollte. Schließlich wußte er, welchen Selbstzweifeln der „Phänotyp“ ausgeliefert war. Zerklüftetes und Zerrissenes steht neben klassisch Vollendetem wie in jener – übrigens gar nicht so fernen – Ruinenzeit der fünfziger Jahre, als Wappenschilder und marmorne Götterköpfe auf brandgeschwärzten Mauern zu sehen waren. Damals erinnerte ich mich an Benns Gedicht „Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke“, das den Zerfall in streng gefügten Versen beschreibt.

Diese Darstellungsweise ist für seine poetischen Bemühungen bezeichnend; denn immer hat er, obwohl allen literarischen Strömungen seiner Zeit geöffnet (außer der Naturlyrik, die er als „Bewisperm von Gräsern und Nüssen und Fliegen“ verachtet hat), die streng gefugte Form im Sinne Stefan Georges gewahrt. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam jenes schmerzhaft Parlando hinzu, das die Abschiedsstimmung seiner späten Gedichte durchsichtig macht. Luzides wird spürbar, auch in den Versen, die sich Alltäglichem zuwenden, und es breitet sich ein Schein sphärischen Lichtes aus. Die Melodie, der Grundton nähert sich dem Kirchenlied, so in der Schlußstrophe von „Eure Etüden“:

*Ach, eine Fanfare,
doch nicht an Fleisches Mund,
daß ich erfahre,
wo aller Töne Grund.*

Auch in den Briefen sind alle Zwischentöne und Dissonanzen seiner proteushaften Natur hörbar. Er verspottet so gut wie alle Arbeiten seiner Zeitgenossen, tritt aber jedem als ein Mitfühlender entgegen, wenn sich der andere ihm persönlich nähert. Auch die Beziehung zu Oelze wird spannungsreicher gewesen sein, als sie sich im Zustand der Dankbarkeit dessen manifestiert, der zwölf Jahre lang als Ausgestoßener leben mußte. Wahrscheinlich wäre Oelze dem radikalen Benn als verachtenswürdiger

„Bildungs-Bürger“ erschienen, wenn er ihm anderweitig und ohne Hoffnung auf seine Hilfe begegnet wäre; denn er kannte, jedenfalls was „die Kunst“ betraf, keine Konzilianz. Im persönlichen Bezirk aber durfte jeder mit ihm rechnen, und letztthin waren ihm auch jene gewissermaßen gleichgültig willkommen, die ihn in den Nazijahren – sagen wir einmal: überrascht hatten. Vielleicht tolerierte er in ihnen auch gewisse eigene Schwächeanfälle vor dem, was Anno 33 „der Umsturz“ oder „der Machtwechsel“ genannt wurde. Und ich erinnere mich an Hermann Kasack, der erzählte, nach einer Rede Hitlers im Sportpalast habe Benn über diesen Machthaber verlauten lassen: „Sie können sagen, was Sie wollen, aber das Format von Mohammed hat er.“ Weshalb angenommen werden darf, ihm seien gewisse Tendenzen jener Zeit nicht zuwider gewesen, weil ihm der Kult dessen, was damals „heroisch“ genannt wurde, seine Vorstellungen von Haltung, oder wie man es nennen will, bestätigte; doch wurden solche Äußerungen, wie sie beispielsweise in dem Gedicht „General“ aus der Zeit um 1938 stehen, durch versöhnliche Hinweise gemildert, wenn es heißt:

*Hier spricht ein Herz!
Vernichtung!
Und wer mich sucht,
im Gegensatz zum Weltkrieg
bei Kampfswagenangriff
im vordersten Tank!*

Allerdings habe ich im Zweiten Weltkrieg beim Angriff einen General niemals im „vordersten Tank“ gesehen; doch dies nebenbei. Bestimmend ist in Benns Werk die Sympathie für die Mitlebenden, denken Sie nur an das Gedicht „Menschen getroffen“, das schließt

*Ich habe mich oft gefragt und keine Antwort gefunden
woher das Sanfte und das Gute kommt,
weiß es auch heute nicht und muß nun gehn.*

Hermann Lenz, 1982 aus: Bruno Hillebrand (Hrsg.): *Über Gottfried Benn. Kritische Stimmen 1957–1986*, S. Fischer Verlag, 1987